SPRACHE, SCHRIFT UND ORTHOGRAPHIE

Wilhelm Rohmeder

SPRACHE, SCHRIFT

und

ORTHOGRAPHIE.

Von

DR. WILHELM ROHMEDER.

Promotionsschrift.

München, 1871.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.

SPRACHE, SCHRIFT

und

ORTHOGRAPHIE.

Von

Dr. Wilhelm Rohmeder.

Eine Promotionsschrift.

München, 1871.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift entstand aus einer Reihe von Vorträgen, welche ich vor mehreren Jahren in fachgenößischem Kreise gehalten. Mehrseitigem Wunsche entsprechend, habe ich denselben die gegenwärtige zusammenhängende Form gegeben. Viel absolut Neues wird der mit den einschlägigen Materien Vertraute in derselben allerdings nicht finden; wol aber darf sie das Verdienst in Anspruch nehmen, von sonsther Bekanntes unter neue Gesichtspunkte gebracht und zu einem gewissen Zwecke verarbeitet zu haben. Der Umstand, daß die dargelegten Grundsätze einer rationellen Schreibung des Neuhochdeutschen in der Schrift selbst zur Anwendung gebracht erscheinen, dürfte wol auf Billigung zu rechnen haben.

Möge die bescheidene Arbeit als ein Beitrag zur Lösung unserer „Orthographiefrage“ freundlich aufgenommen werden, und möge das neue Deutschland auch auf diesem Gebiete bald seine vollkommene Einigung finden.

München im Januar 1871.

Dr. **W. R.**

Thesen:

I. Die Sprache ist das Mittel und die Form des Denkens; oder auch: in der Sprache haben wir den körperhaft (hörbar) gewordenen (lautgewordenen) Gedanken.

II. Dann ist die Schrift der sichtbar gewordene Gedanke.

III. Die Bilderschrift entsprach diesem Zwecke: sichtbare Darstellung des Gedachten, vollkommener als die Buchstabenschrift.

IV. Mit dem Fortschritt von der Bilderschrift zur Buchstabenschrift entfernte sich die Schrift von ihrer ursprünglichen Aufgabe; die Buchstabenschrift ist mechanischer als die Bilderschrift.

V. Für die Buchstabenschrift erscheint die rein phonetische Schreibung der Wörter als die am meisten berechtigte.

VI. Die Schrift (Orthographie) muß mit den Veränderungen, denen jede lebende Sprache unterworfen ist, gleichen Schritt halten.

VII. Die deutschen Literaturverhältnisse laßen es als wünschenswerth erscheinen, daß neben dem phonetischen Principe auch das historische zur Geltung gelange.

VIII. Die jetzt herschende Art der Schreibung des Deutschen leidet an den Gebrechen der Willkür, Inconsequenz und Principienlosigkeit.

IX. Die Hauptgebrechen in der Schreibung des deutschen Vocalismus sind:

1) Der Gebrauch des sogenannten Dehnungs-h.

a) Der Buchstabe h eignet sich nicht zur Bezeichnung der Vocallänge (historisch-etymologisch);

b) der Gebrauch des h als Dehnungszeichen war deshalb bisher auch nicht consequent durchgeführt (phonetisch);

c) eine Bezeichnung der Dehnung der Vocale der Stammsilben ist im Neuhochdeutschen überflüßig;

d) h als Dehnungszeichen ist deshalb überall zu bannen;

e) einige wenige Wörter behalten h, aber nicht als Dehnungszeichen, sondern aus etymologischen Gründen.

2) Die Bezeichnung der Vocallänge durch Vocalverdoppelung.

a) Es ist vom Uebel, zur Darstellung eines und desselben sprachlichen Momentes zwei verschiedene Mittel zu verwenden;

b) die Bezeichnung der Vocallänge durch Vocalverdoppelung verursacht oft Zweideutigkeit;

c) sie ist weder consequent durchgeführt, noch durchführbar;

d) sie läßt sich weder geschichtlich, noch lautlich rechtfertigen;

e) ist deshalb ebenfalls aus der Schrift zu bannen.

3) Der Gebrauch des e als Dehnungszeichen neben i.

a) ie ist nur in den u-Stämmen, die den Laut iu zuerst zu io gebrochen, dann zu i-e, ie abgeschwächt haben, als etymologische Schreibung zu dulden;

b) in den a-Stämmen und i-Stämmen erscheint ie als unberechtigter Eindringling und ist es aus denselben zurückzuweisen;

c) die Imperfectformen weniger ursprünglich reduplicierter Verba müßen ie haben;

d) die Endung ieren ist aus historischen wie phonetischen Gründen ebenfalls mit ie zu schreiben.

4) Die in Folge eingedrungener falscher Laute eingeführten falschen Zeichen (und umgekehrt).

lügen und trügen ist durch liegen und triegen zu ersetzen, das sogenannte Zwickauer e (ö) ist aus der Schrift (und Sprache) zu bannen.

5) Der Gebrauch des y.

Dasselbe ist jedoch in deutschen Wörtern als geschwunden zu betrachten.

X. Die Hauptgebrechen in der Darstellung des deutschen Consonantismus sind:

1) Die Verwechselung von ß mit ss und s.

a) ß ist ein viel jüngerer Laut als ss, s, und etymologisch, ursprünglich auch lautlich ganz und gar von ihm verschieden;
b) ß hat mit Dehnung und Schärfung nichts zu schaffen;
c) ss kommt in sehr wenig hochdeutschen Wörtern vor;
d) z steht auf etymologisch gleicher Bildungsstufe mit ß, ist Aspirata für die Spirans ß und deshalb nie (zu tz) zu verdoppeln.

2) Das h neben t am Anfang, in der Mitte und am Schluß der Wörter.

a) Es ist ein Rest einer in den vergangenen Jahrhunderten beliebten Schreibung, in der auch andere Consonanten h erhielten;
b) es wird gegenwärtig inconsequent angewendet;
c) sein Gebrauch läßt sich weder geschichtlich, noch lautlich rechtfertigen;
d) es ist deshalb zu bannen.

3) Die Verdoppelung der Consonanten vor anderen Consonanten.

a) Sie ist eine lautliche Unmöglichkeit;
b) deshalb zu unterlaßen;
c) am Wortende jedoch und zwischen Vocalen ist die Consonantenverdoppelung beizubehalten.

4) Der Gebrauch des dt.

a) dt ist gleichfalls eine lautliche Unmöglichkeit;

b) in vielen Wörtern nicht einmal historisch gerechtfertigt.

XI. Außer Zusammenhang mit der Sprache stehen zwei störende Gebrechen der deutschen Schrift: der Gebrauch der brucheckigen, unschönen, fälschlicher Weise sogenannten gotischen Schrift, und der Gebrauch der Majuskel für die Substantiva.

Die frage nach dem ursprung und nach dem wesen der sprache ist eine alte und eine neue zugleich; zu den verschidensten zeiten war sie gegenstand der betrachtung und erörterung, und ire beantwortung richtete sich stäts nach dem jeweiligen stande des zeitgeistes und der wißenschaft. Wie das ptolomäische weltensistem volle 14 jarhunderte hindurch, so lange die wißenschaftliche nacht des mittelalters dauerte, sich in ansehen und geltung erhielt, so beherschte auch die ansicht der alexandrinischen und byzantinischen grammatiker, daß die sprache directen götlichen ursprungs sei, die geister durch vile jarhunderte hindurch in unumschränkter weise, bis Tiedemann (i. j. 1772) an den alten definitionen zu rütteln und die sprache als eine rein mechanische schöpfung des menschen zu erklären wagte. Ja selbst Herder („Ueber den ursprung der sprache") und sein gewaltiger gegner Hamann kamen, so verschiden ire ansichten sind, was den kern der sache, die frage nach dem ersten ursprung der sprache betrift, nicht über jene auffaßung hinaus, und musten sie zulezt doch als ein gnadengeschenk Gottes gelten laßen. Es ist ein langer weg von dem saz des Aristoteles: das wort ist ein äußeres zeichen unserer vorstellung, sprechen somit lautes denken, bis zu der anschauung der neuen naturwißenschaftlichen schule, welcher die sprache als reines naturproduct, als absolut

historisch gewordenes gilt[1]), oder der auffaßung der metaphysisch-psychologischen schule, die, der leuchte W. v. Humboldts[2]) folgend, sprechen nicht als denken, sondern als mittel und geburtsstätte des denkens gelten läßt[3]), ein weiter weg, mit vilen oft durch jarhunderte von einander getrenten, oft einander ser nahe ligenden stationen und eben so vilen denkmalen des strebens und ringens des menschengeistes nach warheit, denkmalen, in welche die namen der bevorzugten geister, denen durch ire leistungen die menschheit irem erhabenen zile näher zu füren vergönt war, mit unauslesehlicher schrift eingegraben sind. So vil ist gewis, die sprache ist keine erfindung, sie ist ein natur- und gesezmäßig entwickelter organismus, sie ist ein notwendiges, wenn auch in gewissem sinne nicht ausschließliches[4]) attribut des menschengeistes, so daß mit dem menschen auch die sprache gesezt erscheint; sie ist „ein lautgewordener geist, der die geheimsten anungen der sele mit geringen mitteln zu offenbaren vermag," „eine vereinheitlichung von leib und sele, von stoff und geist, von sonst und heut und allezeit, von hier und dort und überall — die hereinragt in die sinnenwelt wie ein unverstandenes wunder, ein rätselhaftes phänomen, nur dem wunder des menschen selber vergleichbar"[5]); sie ist eine manifestation der denkenden sele, mittel und form des denkens zugleich. Erscheint so die sprache als der lautliche reflex der von der außenwelt empfangenen eindrücke, die abspigelung der außenwelt m den-

---

1) Schleicher, die deutsche sprache. 1860.

2) Dessen werk: über die Kawi-sprache: „die sprache ist kein ergon (ἔργον), kein ruhendes, fertiges ding, sondern eine energie (ἐνεργεια) d. i. etwas in jedem augenblicke werdendes, entstehendes und vergehendes — eine wirksamkeit, eine arbeit des geistes, das bildende organ der gedanken."

3) H. Steinthal: der ursprung der sprache. Berlin 1858. — Philologie, geschichte und psychologie in iren gegenseitigen beziehungen. Berlin 1864.

4) Beigel, zur physiologie der deutschen sprachelemente. Erlangen 1867.

5) Boltz, die sprache und ir leben. Leipzig 1868.

ken, also als ein bild des bildes, d. h. zunächst ein bild des gedachten und dises wider als ein bild der die eindrücke erzeugenden außenobjecte, so läßt sich auch sagen, daß durch den articulierten laut das denken zur erscheinung gelange. Die mannigfaltigkeit der laute und irer verbindungen, die flüchtigkeit derselben, die vilfachen und schnellen veränderungen, deren sie fähig sind, machen die laute vorzüglich geeignet zum vehikel des denkens, das sich in keinem andern medium so leicht, so selbständig, so schnell und so vorteilhaft zu bewegen im stande wäre.

Läßt sich nach diser auffaßung sagen, daß sich uns der gedanke im laute hörbar darstelle, so kann man weiter behaupten, er erscheine uns in sichtbarer gestalt in der schrift. Sie ist eine erfindung: „Der sterbliche, der das mittel, den flüchtigen geist nicht nur in worten, sondern auch in zeichen zu feßeln verstand, er wirkte als ein Gott unter den menschen.“ (Herder.) Daß die schrift eine sichtbare darstellung des gedachten sei, läßt sich wenigstens von den primitiven schriftanfängen sagen; unsere heutigen schriftarten entberen allerdings jedes zusammenhangs zwischen darstellendem und dargesteltem. Das bequemste und nächste mittel zur treuen bewarung von erinnerungen, zum überlifern von nachrichten etc. war nämlich das zeichnen oder malen der person, der tat, des gegenstandes etc., wovon die erinnerung haften, der gleiche gedanke wach gerufen werden solte. Da aber die bilder bloß zur bezeichnung sinlicher gegenstände ausreichten, so musten für abstracta symbola geschaffen werden. Für die im jugendalter stehende menschheit war dise bilderschrift wol passend; aber bei den durch den gesteigerten bildungs- und kulturfortschritt ebenfals gesteigerten verkersbedürfnissen mag sie sich bald als doch zu umständlich, zu unbeholfen, zu mangelhaft, zu unzuverläßig erwisen haben. Entwickelung ist das gesez des lebens und darum konte der schaffende menschengeist auf der einmal betretenen ban nicht stehen bleiben. Wie löste er das problem? Er analysierte; er bezeichnete den gegenstand nicht mer durch dessen bild, sondern löste den namen des gegenstandes in seine einzelnen lautbestand-

teile, „sprach-elemente“ [1]) auf und bildete für dise „sprach-elemente“ besondere zeichen, und hiemit war — indem ich die dazwischen ligenden stufen der verschidenen arten der hieroglyphen und der wörterschrift übergehe — nach der idee der sichtbaren gedankendarstellung überhaupt der nächst wichtige schritt in der kulturentwickelung der menschheit geschehen: der fortschritt von der bilderschrift zur buchstabenschrift. „Dise auflösung der worte in laute und die bezeichnung der lezteren sind eigentlich die große erfindung, welche die wichtigste epoche macht in der weltgeschichte und wovon die teilname einen so wesentlichen unterschid zwischen völkern und volksclassen hervorruft. [2])“ Hier ist jedoch eine entfernung von der ursprünglichen aufgabe der schrift: eine verkörperung des gedankens zu sein, zu bemerken; denn bei der wal und aufstellung der zur bezeichnung der einzelnen „sprachelemente“ verwanden lautzeichen schloß man sich keineswegs etwa dem hörbaren, körperlichen bestandteile der sprache, dem laute an, um so, da die schrift nicht mer ein bild des gedankens sein solte, sie wenigstens zu einem bilde der sprache zu machen und sie so mittelbar ire unmittelbare aufgabe erfüllen zu laßen; sondern aus den in der bilderschrift vorhandenen und bei irer anwendung zur bezeichnung von gegenständen, personen, tatsachen etc. in gebrauch gehabten bildern wälte man die ersten besten zur bezeichnung der einzelnen lautbestandteile der namen jener gegenstände etc. aus, one auf die organische beschaffenheit des zu bezeichnenden lautes rüksicht zu nemen; „man bezeichnete den treffenden laut mit dem bilde des gegenstandes, dessen name sich mit disem laute anfieng und sezte aus disen einzelnen buchstabenbildern die worte zusammen.“ [3]) Im princip von der ursprünglichen bilderschrift entfernt, bestanden die lautzeichen diser buchstabenschrift noch aus ganzen oder teilbildern der bilderschrift. Dise buchstabenbilder wurden in

---

[1]) Beigel, a. a. o.

[2]) Rotteck, allgemeine weltgeschichte. Stuttgart 1860. Bd. I.

[3]) Dr. Heyde: „die stenographie, eine frage der zeit.“ Correspondenzblatt des kgl. sächs. stenogr. institutes. 1865.

irem weitern gebrauche immer mer dem schreibmechanismus, der hand angepast, und so wurde, obwol auf disem wege ein ganz anderes aussehen gewinnend, dise phönicische buchstabenbilderschrift die stammutter nicht nur des jüdischen, sondern auch des griechischen und dadurch indirect aller abendländischen alphabete[1]; so kam es aber auch, daß unsere heutige schrift alles zusammenhangs mit der sprache entbert, und, troz des ungeheuren fortschrittes von der bilderschrift bis zu unserer cursivschrift, doch der aufgabe jeder schriftart: die gedanken, empfindungen und äußerungen des menschen in einem möglichst treuen bilde darzustellen, weder dem zusammenklang der laute, noch der zeit nach zu entsprechen vermag. Man blib bei dem einmal angenommenen principe: aneinanderreihung der einzelnen lautzeichen, stehen, und erst Gabelsbergers geniale erfindung geht einen schritt vorwärts und bringt absolut neues, indem sie schreiben und sprechen, teilweise auch schreiben und denken in unmittelbare beziehung treten, die zusammenklingenden laute auch im sprachbilde als verschmolzen erscheinen läßt.[2])

Entbert so unsere schrift alles innern zusammenhangs sowol mit dem abstracten gedanken, als auch mit der körperlichen sprache, so kann man doch wenigstens das verlangen, daß sie sich äußerlich, mechanisch dem laute, dem medium des gedankens, dem elemente der sprache, anschließe; eine rein phonetische schreibung der wörter erscheint demnach als die natürlichste, die am meisten berechtigte. Im leben der sprachen ist jedoch kein stilstand; nach teils universellen, teils generellen (individuellen) permanenten sprachgesezen sind alle lebenden sprachen einer fortwärenden veränderung unterworfen. Die schrift muß disen veränderungen folgen; durch starres festhalten an einmal zurgeltung gebrachtem würde sie von der erfüllung der zulezt bezeichneten aufgabe abkommen, laut und buchstabe würden in widerspruch

---

[1]) W. Rohmeder, geschichte, wesen und verbreitung der stenographie. 1866.

[2]) Willms: die stenographie Gabelsbergers als sprachbild. Dresden. 1866.

mit einander geraten, wie diß auch bei stark abgelebten, lautlich verwitterten und abgeblühten zweigen unseres sprachstammes (neupersisch, englisch, französisch, vergleiche franz. om mit hommes aus lateinischem homines) in der tat der fall ist, bei denen die schrift am älteren lautbestande festhält, die aussprache aber bei fast gänzlichem mangel des sprachgefüls nur den durch den wortaccent geschüzten kern des sprachkörpers noch berüksichtigt. Mit den lautlichen veränderungen der sprachen müßen daher die veränderungen in der schreibung derselben hand in hand gehen; da aber jede sprache auf verschidenen teilen ires gebietes sich verschiden verändert, verschiden gestaltet, so wird auch die schreibung derselben sprache in verschidenen gauen ires vorkommens eine immer mer verschidene werden. So vile sprachzweige, dialekte etc., so vile arten der schreibung; ursprünglich identische formen werden ein durch die verschidenartige aussprache bedingtes verschidenartiges aussehen erhalten und die etymologische zusammengehörigkeit derselben wird sich schließlich in der schrift gar nicht mer erkennen laßen. Wo daher die literaturverhältnisse der art sind, daß eine schreibung der sprache, one berüksichtigung irer dialektischen spaltung und gestaltung, als die richtige, d. h. die aus nüzlichkeitsgründen am meisten im gebrauch stehende sich am meisten geltung errungen hat, da ist wenigstens eine reform derselben von zeit zu zeit dringend geboten.

Wenden wir das gesagte auf die Deutsche sprache an. In der periode des althochdeutschen verlaufen sprache und schrifttum stäts in einem fluße, die gesprochene sprache fält immer mit der geschribenen zusammen, dem laute entspricht der buchstabe; in den denkmalen des althochdeutschen haben wir stäts den dialekt des schreibenden vor uns, etwas algemeineres, was über demselben, alle stämme umfaßend gestanden hätte, gab es nicht. Es ist einleuchtend, daß ein solcher zustand der pflege einer algemeinen, einer nationalen literatur nicht günstig sein kann. Mit dem wachstum der an bedeutung stäts zunemenden deutschen literatur (poesie, da man die prosa als kunstform nicht kante) sehen wir deshalb auch im mittelalter eine algemeinere sprache sich dadurch entwickeln, daß die mundart eines stammes ein übergewicht

über die der andern stämme erhielt: die schwäbische, die höfische mundart (mittelhochdeutsch im engeren sinne), die als sprache der literatur und des höheren umgangs, wie er an den höfen gepflogen ward, auch von denen gesprochen wurde, deren heimatliche mundart sie nicht war. Die mittelhochdeutsche schrift trägt fast durchaus der aussprache rechnung, sie ist eine dem laute angepaste, nicht nach theoretischen grundsäzen festgestelte und stimt also in diser beziehung mit der schreibung des althochdeutschen überein. Mit dem verfall der mittelhochdeutschen literatur verfiel auch der gebrauch jener algemeineren sprache und schreibung, und es machten sich wider die mundartlichen verschidenheiten geltend; die sogenante neuhochdeutsche sprache ist so wenig die naturgemäße fortentwickelung des mittelhd., als die neuhd. literatur die fortsezung der mittelhd. ist; zwischen mittelhd. und neuhd. ligt eine kluft literarischer und sprachlicher verwilderung. Unsere sogenante schriftsprache, das neuhochdeutsch im engern sinne, läßt sich in ununterbrochener entwiklungsreihe nur bis auf Luther zurück verfolgen. Die geschichte diser sprache zeigt, daß dieselbe kein „am lebendigen baume der sprache unbewust und naturgemäß hervorgesproßtes reis, sondern etwas in vilen stücken durch den einfluß des menschlichen willens gemachtes und zusammengewürfeltes“ [1]) sei. Diß die ursache seiner eigentümlichkeiten, seiner sprachlichen unnatürlichkeit, seiner unorganischen lautverhältnisse, die sich keine mundart zu schulden kommen laßen würde. — Wie siht es nun mit der schreibung diser neuhd. schriftsprache aus? Neben dem phonetischen princip sehen wir auch ein anderes, das etymologische, sich geltung verschaffen (verdoppelung der schlußconsonanten, der consonanten vor andern consonanten etc.), das bei der schreibung der wörter auch auf die abstammung rüksicht nemen, die etymologische zusammengehörigkeit verschidener formen auch durch die schrift andeuten hieß. [2]) Und das gewis mit recht. Das verhältnis, in

---

[1]) Schleicher, a. a. o.

[2]) Ist's doch nur eine notwendige folge der art und weise der entstehung diser sprache, daß auch irer schreibung der geruch nach gelersamkeit nicht mangele!

welchem die nhd. schriftsprache zu den lebendigen mundarten steht, läßt eine rein phonetische schreibung derselben nicht mer als gerechtfertigt erscheinen; sie ist ja keine im munde des volks lebendige sprache, kein deutscher stamm sprach oder spricht dieselbe; sie ist etwas in vilen dingen auf dem papiere entstandenes. Sie trägt iren wert nicht in sich selbst als sprache, er ligt nicht in irem sprachlichen wesen, sondern in irem gebrauch, in irer anwendung. Wolte man die nhd. schriftsprache rein phonetisch darstellen, so würde man sie zugleich irer fähigkeit, ein gemeinsames band für alle deutschen stämme, hoch- und niderdeutschen, zu sein, und damit der quelle irer hohen, für die nation unschäzbaren bedeutung berauben; denn da sie in den von ir beherschten kreißen selbst wider stärker oder schwächer mundartlich gefärbt zur lautlichen erscheinung komt — es ist diß eben die folge unabänderlicher, durch die physiologie zu erschließender sprachlicher naturgeseze —: so würde sich in der sichtbaren darstellung diser schriftsprache eben dise mundartliche verschidenheit geltend machen, sie würde bei der stäts fortschreitenden verschidenartigen veränderung der mundarten im laufe der zeit aufhören, das allen deutschen stämmen gemeinsame, bei allen übereinstimmende mittel der mitteilung, sie würde aufhören, eine algemeine schriftsprache zu sein, eine algemein verstandene, überall mit recht vorauszusezende. Bei rein phonetischer darstellung unserer schriftsprache würden bei der auf allen teilen ires gebiets bereits eingerißenen lautlichen unregelmäßigkeit, verwilderung und unordnung ursprünglich ganz nah verwande wörter mit den verschidensten zeichen zu schreiben sein (wie diß leider in vilen fällen tatsächlich schon vorligt), und bei der schon erwänten mundartlichen aussprache würde dise zerreißung von ursprünglich zusammengehörigem eine heillose verwirrung in der sprache anrichten, die etymologische zusammengehörigkeit viler formen würde gar nicht mer zu erkennen, sondern nur auf wißenschaftlichem wege festzustellen sein. In Franken z. b. müste man schbrächen (loqui), schtêt, lis (sinebat), sâchen, (dicere), siech (victoria) etc. schreiben, wozu wol niemand lust haben dürfte. Eine rein historische schreibung aber, one jegliche rüksicht-

name auf die lebendige sprache, widerspräche nach dem oben gesagten nicht nur dem wesen und der aufgabe der schrift, sondern ist schon aus dem einfachen grunde unmöglich, daβ es vile wörter und formen gibt, von denen die abstammung anzugeben man nicht einmal im stande sein wird, und man sich deshalb doch wider auf das phonetische princip angewisen sehen würde. Das richtigste, von der natur unserer schriftsprache und von unseren literaturverhältnissen gebotene möchte deshalb wol eine vernünftige verschmelzung beider principien, des phonetischen und des historischen, sein, indem man eine, einesteils der aussprache, anderenteils der abstammung möglichst rechnung tragende schreibung in anwendung bringt, natürlich one in lezter beziehung über die durch die veränderung der sprache gebotenen schranken hinausgehen und etwa ins mittelhochdeutsche zurükgreifen zu wollen. — Auf dise säze denke ich mir eine vernünftige, den ansprüchen des practischen bedürfnisses sowol, als den forderungen der wiβenschaft genügende schreibung des neuhochdeutschen basiert.

Wie nimt sich nun im lichte diser thesen unsere orthographie des nhd. aus? — „Ein alles durcheinander", das ist wol der haupteindruck, den die trostlose schreibung der jezigen deutschen schriftsprache macht, eine schreibung, die weder phonetisch, noch historisch ist, sondern das gepräge zufälliger schreiberwilkür an sich trägt, eine schreibung, die von verkertheiten, widersprüchen, inconsequenzen, wilkürlichkeiten und lächerlichkeiten nur so strozt. Welchen anspruch auf practische und theoretische bedeutsamkeit die von gelerten sprachmeistern vom katheder irer schulweisheit herab gepredigte „hauptrechtschreibregel", sich nach dem herschenden schreibgebrauch zu richten [1]), habe, erhelt nach dem oben ausgefürten von selbst. Hätte man diser forderung consequent folge geben wollen, müsten wir uns eben noch mit der ganz entsezlichen schreibweise des 16. jarhunderts, mit monstrositäten wie jhedenn (jeden), vnndter (unter), lienndten (linden) u. s. w. abquälen. Die lezten jarhunderte haben bereits so stark mit dem wust solcher schreiberwilküren aufgeräumt, daβ es torheit wäre, die hofnung auf eine volständige herstellung unserer

[1]) Heyse, theor. pract. deutsche grammatik, und im nach vile andere.

orthographie aufgeben zu wollen. Man sei bei derartigem vorgehen nur nicht zu ängstlich in dem bestreben, nicht gar zu ser gegen die „herschende" schreibmanier zu versto*ß*en. Es ist gar nicht nötig immer mit dem strom zu schwimmen, und das vernünftige hat sich noch immer ban gebrochen. Wie wir oben citierte und andere ungeheuer, die sonst in unserer schrift ir wesen triben, ausgerottet haben, so werden wir auch mit den noch vorhandenen kleineren unholden fertig werden.

Ich versuche, im nachstehenden eine zusammenstellung der in unserer orthographie am meisten störenden puncte zu geben, und um der arbeit iren rein negierenden karakter zu nennen, zugleich das für richtiger geglaubte anzufüren.

Was die darstellung des nhd.

Vocalismus

betrift, so sind darin vor allem folgende puncte störend.

I. Das sogenante denungs-h. Im Mlthd. bezeichnete man die längen durch ˆ oder ´, wie di*ß* im Böhmischen und Magyarischen noch der fall ist. Mit dem verfall der mhd. literatur und dem eintritt der nun folgenden epoche sprachlicher verwilderung kam dise art der längenbezeichnung ab. Man empfand aber später das bedürfnis, die länge doch auch in der schrift durch ein äu*ß*eres zeichen anzudeuten, und da man in einigen gedenten silben, wie ä h r e, z e h n etc. ein nun nicht mer ausgesprochenes, also stummes h fand, so glaubte man darin einen fingerzeig zu erblicken, nach analogie diser wörter die denung der vocale algemein durch beigeseztes h bezeichnen zu sollen, da man die ware historische bedeutung dieses alten h nicht mer fülte und kante.

Dises ursprüngliche, echte, berechtigte h steht nämlich in manchen fällen für altes, indogermanisches k. Im sanskrit und in allen von der lautverschiebung nicht oder noch nicht berürten sprachen unseres sprachstammes ist dises k heute noch erhalten; im sogenanten grunddeutsch jedoch (periode nach der abzweigung des slawo-lettischen) tritt

dasselbe dem geseze der lautverschiebung zu folge in bestimten fällen als h oder hh (wie unser ch ausgesprochen) auf, (nicht als kh, wie man eigentlich erwarten solte), welcher laut dann bei der 2. lautrotation, die mit andern eigentümlichkeiten den übergang aus dem grunddeutschen ins althochdeutsche karakterisiert, auch in dise sprache übergieng, da h (= ch) als bloßer dauerlaut, seines explosiven, momentanen bestandteiles beraubt, keiner weitern veränderung mer fähig war. (Ebenso f statt pf aus indogermanischem p: patar — fater, vater). So wurde z. b. indogermanisch dakan im grunddeutschen mit regelmäßiger schwächung des a der 1. silbe zu i und verschiebung der media d in die tenuis t und der tenuis k in die aspirata (resp. spirans) h: tihan, im althd. mit regelrechter brechung des i zu ë wegen nachbarschaft des nachfolgenden a und normalem eintritt der durch die 2. lautverschiebung bewirkten aspirata z für die tenuis t: zëhan (dagegen gotisch, welches zum grunddeutschen in demselben lautverhältnisse steht wie althochdeutsch und altnordisch, nach den gesezen diser sprache: taihun); mhd. lautet unser wort bei der hier überall eingetretenen schwächung der vocale in den auf die stamsilben folgenden endsilben in ein bald tonloses, bald stummes e: zëhen. Sowol im mittel-, als auch im althochdeutschen wurde h als in- und auslaut wie unser ch gesprochen; es ist ein vom anlaut-h ganz verschidener laut, eine secundäre bildung. (Tirolisch zechn (10), stachl (stahl). In andern familien des indogerm. sprachstammes, die von der lautverschiebung nicht berürt wurden oder hiebei andern gesezen folgten als das deutsche (spec. hochdeutsche), lautet unser wort (10) der urform noch näher: lat. decem, franz. dix, griech. δέκα, sanskr. dasan, litt. deszimt, kelt. deg, dec; — altsächs. tehan, niderdeutsch tein, holl. tien u. s. w. In andern wörtern steht nhd. h für mhd. j; diß ist besonders zwischen vocalen der fall, wo wir es auch nicht sprechen, sondern uns am bloßen hiatus genü-

gen laßen, z. b. kühe, mhd. küeje (üe ist umlaut von uo), deshalb jedenfals singularisch kuh, obgleich mhd. kuo. In einigen fällen steht h für mhd. w (ruhen, mhd. rouwen) oder ch (geruhen, mhd. geruohen).

Da wir h vor einem consonanten nicht mer aussprechen, so ist dises alte echte h von dem denungs-h nicht zu unterscheiden; aus disem grunde (vermischung des alten h mit dem denungs-h) eignet sich auch h zur algemeinen bezeichnung der vocallänge nicht. Dazu ist man nichts weniger als consequent in anwendung des denungs-h; man schreibt: war (erat), wahr (verus), waare (merx), bezeichnet also denselben laut âr auf dreifache weise; kam — lahm; schwan — zahn; man schreibt ernähren, aber genesen, obgleich in beiden wörtern derselbe vocal und dieselbe wurzel nas; ersteres alth. nasjan, causativum zu ganisan = genesen; ferner gebären — entbehren (sogar, wie im vorigen beispil, mit ganz verschidener bezeichnung desselben lautes; wurzel bar; vergl. ahd. biru, lat. fero, griech. φέρω); ihr — wir; ohr — verloren. Wenn man war, kam, schwan etc. one h schreibt, warum nicht auch die gegenübergestelten formen? Und so in analogen fällen. Warum bald bezeichnung der länge, bald nicht? Der fremde wird durch solche inconsequenz nur verwirt, die lere von der rechtschreibung wird zu lästigem gedächtniswerk, da sich kein anderer grund als die wilkür des schreibgebrauchs für gerade dise schreibung anfüren läßt, abgesehen von der unbequemlichkeit im schreiben und der unnüzen raum- und zeitverschwendung. Lautlich läßt sich also die bezeichnung der vocallänge durch h nicht rechtfertigen; geschichtlich natürlich ebensowenig.

wahr: mhd. wâr, ahd. wâr, wâri (solte also eigentlich nhd. wêr lauten), lat. verus, sanskr. und urform: wara. In zwar = zi waru, ze ware (alter instrumentalis) schreibt man ar, obgleich dieselbe silbe.

lahm: alt- und mittelhd. lam; vgl. altnordisch: lama, böhmisch: lamati = brechen, schwächen, englisch: lame.

zahn: m.- und ahd. zan und zand, regelmäßig gebildete form für grundform und sanskr. danta; man vergleiche lat. dens, griech. ὀδούς, genit. ὀδόντος, got. tunthus.

ihr (gen. sing. fem.) lautet mhd. ebenso, geschriben: ir, Luther schrib: jr; gotisch: izos; i — pronominalstamm, zo — femininrest des zwischenpronoms sma, s — genitivzeichen; gotisch z — s = ahd. r; (im neuhd. irer ist „er" späterer zusaz); ihr (dat. sing. femin.) mhd. ire und ir, Luther: jr, gotisch: izai; i — stamm, z — rest des zwischenpronoms sma (durch die einschiebung von zwischenpronominibus unterscheidet sich die pronominale declination von der nominalen), ai — dativsuffix.

ohr, mhd. ore, ahd. ôra, schreiben wir mit, hören, doch unzweifelhaft ein von „or" gebildetes verb, one h; in den meisten familien und dialekten unseres sprachstammes finden wir dises, natürlich nach den jedesmaligen lautgesezen abgeschliffene wort: griech. οὖς, lat. auris, got. ausa, altnord. eyra, angelsächs. ear, schwed. oera, dän. öre, holl. oor, franz. oreille; für die verwandschaft von „or" und „hören": got. ausa und hausjan, althd. horjan und lat. haurire = schepfen.

Verteidiger des denungs-h bringen villeicht vor: durch wegwerfen des h fallen wörter wie die genanten: war und wahr etc. in eine form zusammen und es können dadurch leicht zweideutigkeiten im sinn entstehen. Allein diser fälle sind gewis nur wenige; soll man um einzelner weniger wörter willen solche eselsbrücken und inconsequenzen durch die ganze schreibung der sprache schleppen? Und wie unterscheiden sich denn dise wörter lautlich, in der gesprochenen sprache? Spricht man da auch: „Unsere orthographie leidet an auffallenden gebrechen, das ist war mit ah" oder: „Grimm und Lachmann waren — ich meine waren one h — die gründer der deutschen sprachwißenschaft"? Braucht man in der gesprochenen sprache keinen besonderen laut für den sinn eines wortes, das mit andern lautlich zusammenfält, so braucht man in der schrift ebensowenig

ein besonderes zeichen dafür; der zusammenhang des sazes gibt den sinn und durch denselben wird jeder vernünftige auf das richtige geleitet. Und fallen denn nicht auch jezt schon in irer bedeutung ganz verschidene wörter lautlich und graphisch in eines zusammen, z. b. kriegen = bekommen und krieg füren, acht = 8, ausstoßung aus der bürgerlichen geselschaft und in der bedeutung von obacht? Andere sprachen haben bei einfacher consonanz neben kürzen ganz entschidene längen, one dieselben besonders zu bezeichnen (lat. legebam etc.); wodurch unterscheidet man in der schrift die 2. silbe von dolor (kurz) von der 2. silbe von doloris (lang)? Ueberdiß ist die bezeichnung der vocallänge im neuhochdeutschen geradezu orthographischer luxus, raum- und zeitverschwendung, da ja die denung ursprünglicher kürzen vor einfacher consonanz gerade das karakteristikum des nhd. im zusammenhalt mit dem mdh. ist, es gibt im nhd. keine kurzen vocale vor einfacher consonanz; wir brauchen deshalb weder die mhd. circumflexe, noch irgend ein anderes denungszeichen, da die denung gesez ist. Die wenigen ausnamen beweisen nur die regel und sind als archaismen des nhd. zu betrachten, wie z. b. gib, gibst, grob (wol meist kurz, aber nur grôber etc.), bar in barfuß (dagegen barhaupt und adjectivisch), wol in wollust (dagegen wolleben), ur in urteil (dagegen ursache), man (pronominell), bin (sum, dagegen schwäbisch: bîn) und einige präpositionen: in, an, etc., bei denen die kürze übrigens auch anders erklärt werden kann. Werfen wir also das beim schreiben zeit und raum fordernde, unbequeme, den blick in die abstammung verwirrende, inconsequente und überflüßige denungs-h als einen rest jener glanzepoche deutschen zopfes in der schreibung, in welcher mann vnndt, thischthuoch u. s. w. schrib, getrost über bord; wir haben uns nach echt deutschem brauche lange genug damit abgeplagt.[1])

[1]) Vergl. anhang I.

II. Was vom denungs-h gesagt worden ist, gilt gröstenteils auch von der zur bezeichnung der vocallänge verwanden vocalverdoppelung. Ist es schon mislich, zur darstellung eines und desselben sprachlichen momentes verschidene mittel in anwendung zu bringen, zumal wenn wie im deutschen der gebrauch nicht durch feste, dem wesen der sprache entwachsene regeln bestimt ist, sondern nach wilkür sich festgesezt hat: so ist die bezeichnung der vocallänge durch vocalverdoplung um so schlimmer, als gerade dadurch in vilen fällen (beeren [beehren], geendet) zweideutigkeiten für den ausländer entstehen, die behoben wären, wenn man den vocal nicht verdoppelte. Die verdoplung als algemeine längenbezeichnung consequent durchzufüren, wird wol niemand lust haben; man laße sie deshalb ganz fallen, da kein logischer grund für sie vorhanden und überhaupt jede graphische längenbezeichnung im nhd. überfluß ist.

Mit welchem recht schreibt man aar (adler, aus adelar = edler ar), saat, moos u. s. w. neben klar, bat, rose? Geht ja hier doch die schulmeisterei so weit, ein und dasselbe wort in verschidener anwendung verschiden zu schreiben: heer und herberge, baar (adjectiv) und barfuß! Aal — mahl — schmal, moor — ohr — vor, leer — entbehren — wer: hier haben wir je 3 graphische bezeichnungen für einen und denselben laut und zwar one allen etymologischen grund. Wozu diß? Die ältere orthographie kent keine vocalverdoppelung zum zweck der längenbezeichnung [1]), wir brauchen sie auch nicht; sie ist onediß nur noch auf 3 vocale beschränkt, wärend man früher auch u und i verdoppelte. [2]) Wärend man im 16. und 17. jarhundert auch: spraach, raath, reegen, heeben, hooch, froost,

[1]) Ich weiß zwar wol, daß die verdoplung der vocale in handschriften des 7—9. jarhunderts hie und da angetroffen wird; später jedoch kam sie ganz außer gebrauch, und erscheint sie erst seit dem anfang des 16. jarhunderts wider.

[2]) Weinhold, deutsche rechtschreibung. 1855.

bluuth, natuur etc. schrib, hat dise art der längenbezeichnung in den lezten jarhunderten an umfang immer mer verloren; tilgen wir die noch vorhandenen reste üppig wuchernder buchstabenverschwendung aus jener zeit literarischer und sprachlicher verwilderung, in welcher man orthographischen unsinn, wie in die erwänten wörter bieten, producierte, ungetüme, bei deren erzeugung das bestreben maßgebend gewesen zu sein scheint, so vile buchstaben als möglich auf das papier zu bringen, so die arbeit des schreibens zu erhöhen und die schrift, das eigentum weniger bevorzugten, von der gesprochenen sprache nach möglichkeit zu trennen und als etwas ganz apartes hinzustellen.

III. Schwiriger als die beiden besprochenen puncte dürfte villeicht ein dritter, der gebrauch des ie, zu bereinigen sein, zumal da koryphäen der wißenschaft wie J. Grimm für den durchgängigen gebrauch desselben bei langem i in die schranken getreten sind. Das alte ursprüngliche, berechtigte ie ist diphthong, gebrochener vocal der 1. steigerungsstufe in der u-reihe. Die alte indogerm. ursprache hatte ursprünglich nur 3 vocale: a, i, u. Zum zwecke des beziehungsausdruckes, d. h. um die wurzel, die die bedeutung one alle beziehung gibt, auf eine bestimte beziehung zu beschränken, um also an der wurzel selbst, abgesehen von den beziehungsausdrücken am ende der wurzel, verschidene worte, die von derselben wurzel herkommen, unterscheiden zu können: wurde mit disen 3 vocalen eine gleichartige veränderung — steigerung benant — vorgenommen, indem denselben ein a, der die natur des vocals am ausgeprägtesten an sich tragende laut, vorgesezt wurde; also aa, ai, au. Vor der trennung der ursprache in merere familien — denn alle haben diß merkmal — entwickelte sich eine 2. steigerung durch nochmaliges vorsezen eines a, oder was dasselbe ist, durch vorsezen von â vor den grundvocal: âa, âi, âu. Jeder der 3 vocale ist also einer 3fachen form fähig; grundform, 1. steigerung, 2. steigerung bilden eine vocalreihe. Die u-reihe

gestaltete sich demnach: u, au, a + au = âu. Bei der fortschreitenden entwickelung der sprachen bliben dise formen natürlich nicht dieselben, namentlich macht sich in der 1. steigerungsstufe (au) im grunddeutschen und in dem im zimlich nahe stehenden gotischen eine anänlichung des a-elements zu i bemerkbar, so daß hier die u-reihe folgendes aussehen hatte: u, iu (io), au (âu). Im mittelhd. ist sie wesentlich unverändert gebliben; nur hat sich in der 2. steigerungsstufe das a dem u in etwas assimiliert: u, iu (io, ie), ou. Im neuhd. gestaltet sich bei der im vocalismus desselben statt der alten regelmäßigkeit eingetretenen regellosigkeit und verwilderung die u-reihe freilich ser mannigfaltig, um mich an das hieher gehörige zu halten etwa zu: u, ie (eu), au. Vergleiche ich mit dem gesagten ein beispil: unser (er) flieht (fugit), statt fleucht, hieß in der urform: vluhta; mit dem eintritt der 1. steigerung: vlauhati (die 2. steigerung wurde zur bildung anderer formen verwendet, ließ also unsere bereits gewonnene form unberürt); gotisch: vliuhith, mittelhd. vliuhet, nhd. flieht, statt fleucht. Der regelmäßige nhd. stelvertreter von mhd. iu ist nämlich: eu (bliuwen — bleuen, liuhten — leuchten); aber der zuerst durch einwirkung des a in der folgenden silbe aus „iu" zu „io" gebrochene, später aus „io" zu „ie" abgeschwächte vocal des plurals und des conjunctivs hat sich auch in den sing. praes. und in die davon abgeleiteten formen bei den verbis der u-reihe eingeschlichen und den disen formen rechtmäßig zukommenden laut daraus verdrängt, so daß nun hier nhd. ie die stelle von nhd. eu vertritt. Ursprünglich hatten allerdings singular und plural denselben vocal, villeicht im grunddeutschen noch; im althd. hatte aber bereits der plural einen andern, nämlich den aus dem laut des sing. gebrochenen laut (iu — io), mhd. haben gleichfals die beiden numeri verschidenen laut, und zwar ist der laut des mhd. pl. ein durch abschwächung des lautes des ahd. pl. entstandener laut (io — ie); nhd. stimmen sing. und plur.

lautlich wider überein, aber nicht so, daß etwa die regelrechte weiterbildung des stamlautes (des singularvocals) auch wider vom plur. besiz ergriffen hätte, sondern der gebrochene und abgeschwächte laut des pluralis bemächtigte sich des singularis; z. b. ahd. vliuhu, vliuhis, vliuhit; vliohames (a der endung bewirkt brechung des u zu o), vliohat, vliohant; mhd. vliuhe, vliuhest, vliuhet; vliehen, (io zu ie geschwächt), vliehet, vliehent; nhd. solte eigentlich heißen: fleuche, fleuchest, fleucht, heißt aber wegen festsezung des gebrochenen pluralvocals auch im singular: fliehe, fliehest, flieht; fliehen, etc. Kurz: nhd. ie ist teils mit recht, teils mit unrecht stelvertreter von iu, io, es ist diphthong, da der 2. teil diser verbindung ursprünglich ausgesprochen wurde (i-e) und sich erst almählich die aussprache des i-e wie î festgesezt hat. Dadurch, daß man „ie“ wie î aussprach, entstand nun zwischen dem gedenten i, d. i. dem steigerungs-, im nhd. auch teilweise grundvocale der i-reihe, und dem ie, d. i. dem steigerungsvocale der u-reihe, verwirrung in der weise, daß man ie auch da schrib, wo nur i am plaze ist, hie und da auch umgekert (dirne, fichte, licht, nicht etc.). Wir haben also hier die erscheinung vor uns, daß eine schreibung, die nicht phonetisch, (ie wird ausgesprochen wie î), die nur historisch und nur da am orte ist, wo sie als erinnerung für früher ausgesprochenes i-e steht, über die ir von der natur der sprache gezogenen grenzen hinausgelaufen, ein vocal der u-reihe, nachdem er in seinem eigenen gebiete sich schon ungebürlich vil terrain erobert hatte (ie statt eu im sing.)[1]), nun gar auch noch in wörter der i- und a-reihe eingedrungen ist. Aus den angehörigen der beiden lezten reihen müßen wir in unbedingt zurükweisen, in der u-reihe mag er als erinnerungszeichen an frühere zeiten seiner herlichkeit, in welchen seine jezt gänzlich unbeachtet gelaßene 2. hälfte von der aussprache auch berüksich-

[1]) Hier wurde aber i-e ursprünglich so gut wie im plural ausgesprochen, nie aber in der i- und a-reihe.

tigt wurde, so lange fortexistieren, bis villeicht die fortschreitende veränderung, resp. lautliche verkümmerung der sprache im ein neues opfer der entsagung abnötigt. Mer concessionen dürfen wir im nicht machen, sei er zufriden, daß wir seine tode 2. hälfte als monument der früheren zeit ires lautlichen lebens mit durch unsere schriftliche sprache schleppen.

Bei einiger aufmerksamkeit läßt sich die eingetretene verwirrung leicht lösen; man schreibt nämlich überall ie, wo neben dem ie noch ein anderer laut der u-reihe (o, u, eu, au, äu) in einem stamverwanden worte, und überall bloß i, wo neben î noch ein anderer vocal der i- oder a-reihe erscheint (mit ausname der weiter unten besprochenen fälle); also fliegt, kriecht, liebe etc. wegen flug, kreucht, glauben; aber ligt, list (legit), gedih, befihl etc. wegen lag, las, gedeihen, befehlen. Manche, jedoch wenige andere wörter laßen sich freilich nicht so leicht nach irer abstammung erkennen; dise muß man eben als mit ie zu schreiben merken. Muß man doch bei der bisherigen schreibmanier so viles, ja beinahe alles „merken," da sie nicht auf den gesezen und dem wesen der sprache selbst, sondern auf wilkür beruht.

In anwendung des ie für î ist die bisherige schreiberweisheit natürlich nichts weniger als consequent; man schreibt: s c h w i e r i g — i h r — m i r: also 3 zeichen für denselben laut îr; man unterscheidet ganz ungerechtfertigter weise: w i e d e r und w i d e r (ist e i n wort); s i e g e l — i g e l; F r i e d r i c h — a u g e n l i d; b i e n e — i h n e n — h i n: lauter l a u tliche inconsequenzen; etymologisch (h i s t o r i s c h) läßt sich „ie" in den beispilsweise angefürten wörtern (als vocal der i- oder a-reihe) natürlich ebensowenig rechtfertigen.

l i e g e n — (s. oben), mhd. ligen, ahd. und got. ligan (im ahd. in der conjugation aber j: ligju u. s. w.; daher i-stamm, sonst würde das wort l ë g e n lauten); verwand mit adjectiv: leg = nidrig, isländisch: lagr, schwed. lag; niderd. „legerwall" oder „leger" wall. Sein cau-

sativ ist legen, got. lagjan, ahd. lekjan, griech. λέγειν; wurzel: lag, also a-stamm.

(er) liest — mhd. liset, got. lisith, ahd. lisit von got. lisan, ahd. lesan (mit durch folgendes a bewirkter brechung des i zu e); wurzel: las; verwand mit: leren, mhd. lern, ahd. leran, got. laisjan, und nhd. lernen (vergl. geleise), mhd. lirnen, ahd. lirnan, wo „ir" für „is" steht. Grunddeutsche wurzel: lis, deren grundbegriff (nach Heyse): „nach einer reihe oder folge durchgehen".

gedieh — mhd. gedêh für gedeih; von ahd. dihan, grdd. thian = wachsen, zunemen; wurzel (deutsche): dih, indogermanische: tih (tik?); gewis ist, daß ein i-stamm vorligt.

schwierig — mhd. swirec in beiderlei bedeutung, ahd. swâr, swâri; also einesteils von schwer (swâri), andernteils von schwären (sueran), aber immer a-stamm.

wieder — erst seit dem 17. jarhundert von wider durch die schreibung geschiden; mhd. wider, widere, ahd. widar, widari; got. vithra; grundbedeutung: entgegen, gegen. Wurzel: wi = gehen, oder sanskr. vorsilbe vi —, lat. ve —, also vi — dar?

siegel — mhd. sigele, ahd. insigili, schwed. sigill, franz. sceau, lat. sigillum (= deminutiv von signum).

Friedrich — aus mhd. fride, ahd. fridu und rich, got. reiks (= mächtig, gewaltig); wurzel: fri = frei; grdd. auch freith, frieth. Ganz verschiden davon ist frithof (friedhof.)

biene — mhd. bin, ahd. bini.

Historische berechtigung hat also ie nur in u-stämmen, lautliche kann im nirgends zuerkannt werden.

Außer disen u-stämmen komt aber in der sprache ein häufig widerkerender fall vor, wo ie geseczt werden muß, i sogar gegen das lautliche und geschichtliche princip verstößt: ich meine das durch consonantenausstoß und zusammenziehung entstandene ie in den imperfect-, richtiger perfectformen der reduplicierenden verba. Das ursprüng-

lich indogerm. imperfect ist dem deutschen und vilen andern familien unseres sprachstammes verloren gegangen — erhalten im griech. Aoristos —, und im deutschen wurde das ursprüngliche perfect auch als imperfect gebraucht — daher der doppelte in seiner bedeutung ganz verschidene gebrauch unseres imperfects [1]); der Lateiner hatte sowol imperfect als perfect verloren und schritt deshalb zu neubildungen (zusammensezungen), und zwar bildete er ersteres mittels einer der beiden einzigen im noch verblibenen imperfectformen der älteren sprache, der der wurzel „fu", urspr. fuam, dann fam = bam lautend (die andere: eram für esam).

Anfänglich bildeten nämlich alle stamverba ir perfect mittels reduplication und, wo der wurzelvocal es zuließ, steigerung desselben. Im deutschen machte sich als gesez geltend, die reduplication nur da anzuwenden, wo der wurzelvocal nicht mer steigerungsfähig (schon höchst gesteigert) war und auch bei a, wenn im präsensstamme 2 consonanten darauf folgten, sowie bei â (1. steigerungsstufe), das eigentlich zur 2. (ô im grunddeutschen) steigerbar gewesen wäre. Bei allen übrigen verbis begnügte es sich, das perfect einfach durch steigerung des wurzelvocals zu bilden. In einer vorgeschichtlichen periode unseres sprachstammes lauteten villeicht unsere perfectformen: stal, biß, zog: sastâla, bibaida, dudauka (wurzel: duk, vergl. lat. duc — ere; sanskr. duh, melken), gerade so gebildet, wie hahâldha oder slaslâpa, schischaita und ruraupa; die 4 lezteren sind solche, welche auch noch im deutschen aus den angegebenen gründen ir perfect (imperfect) reduplicierend gebildet haben. Später machte sich ein gleichförmiger reduplicationslaut geltend (gotisch ai, ahd. ei) und man würde (gotisch) staistâl, baibait, taitauh gebildet haben, wie man wirklich haihâld (ahd. heihalt) bildete. Durch ausstoß der widerkerenden anlautsconsonanten — wie denn

---

[1]) Man vergl. franz. imparfait und parfait défini.

die sprache gerne von 2 nach einander folgenden gleichen consonanten einen auswirft — und durch zusammenziehung der vocale der reduplicationssilbe mit dem wurzelvocale schliff sich so z. b. die form heihalt zu hei-alt — hi-alt — hi-elt — hielt ab. Auf dise weise sind alle perfecta diser art verba gebildet. Die ursprüngliche reduplication ist an der jezigen wortform nicht mer zu erkennen; aber man siht, daß e nicht felen darf: es ist der rest des alten stamvocals. Die zal der verba, die auf dise weise ir perfect bildeten, ist nicht groß, nach den wurzelvocalen geordnet, die sie im grunddeutschen hatten, sind es folgende:

1) a vor 2 consonanten: fallen, halten, hangen, gangen (dise präsens- und infinitivform ist jezt nicht mer gebräuchlich, so daß „gieng" als perfect zu dem bindevocallosen ga-n, jezt gehen, gilt), walten, spalten, falten und salzen. (Die 4 lezten sind der analogie der abgeleiteten verba gefolgt).
2) â (1. steigerung) als grundvocal: schlafen, braten, raten, blasen, laßen (mhd. lâ**ȥ**en).
3) ô (uo) (2. steigerung) als wurzelvocal: rufen.
4) au (2 steigerung) als wurzelvocal: laufen, hauen, stoßen, schroten (jezt nach art der abgeleiteten).
5) ai (ei) (2. steigerung) als wurzelvocal: heißen, scheiden, heischen (jezt schwach.)

1—3) sind a-stämme, 4) u-stämme, 5) i-stämme.

Bemerkenswert ist: s c h e i d e n, perfect: s c h i e d (aus scheischeit), partic. präter. solte heißen: g e s c h e i d e n (erhalten in bescheiden), ist aber der analogie der nicht reduplicierten i-stämme (meiden, schleifen) gefolgt und deshalb auch wie dise zu schreiben: geschiden, (gemiden etc., geschliffen etc.) Also schied, aber geschiden, daher auch verschiden; dagegen: mid, gemiden, schliff, geschliffen.

Obgleich gegner des ie, wo es als unberechtigter eindringling erscheint, muß ich doch in einem falle dessen algemeiner einfürung das wort reden: in der endung fremder verba auf i e r e n, und zwar aus folgenden gründen:

1) es ist inconsequent und durchaus kein grund dafür vorhanden, bei einigen ieren, bei anderen iren zu schreiben; 2) die ältere schrift hat überall ieren, das dem franz. er, lat. — are, (in einzelnen fällen auch anderen verbalendungen) entspricht (historisch); 3) die aussprache entscheidet für ieren, da das e nahezu wie in: mauer, vier etc. gesprochen wird, obgleich diß nur folge der nachbarschaft des r ist (phonetisch); 4) auf dise weise fügt sich die schreibung der verba zu nominibus wie: barbier, manier, papier (papyrus).[1])

IV. In einigen wörtern hat sich für den etymologisch richtigen oder richtigern ein ganz falscher laut und in folge dessen ein falscher buchstabe, in einzelnen fällen zuerst ein falscher buchstabe und im nach ein falscher laut eingeschlichen. Genau zugesehen ist diß in folge der unorganischen lautverhältnisse des neuhd. und der eingerißenen lautlichen verwilderung und regellosigkeit gar häufig der fall, z. b leer (inanis) für laer, ahd. lâri, mhd. laere; selig für saelig, mhd. saelec von sâl; gebären für gebëren v. ahd. biran; beere (bacca) für bere (kurz und helles e wie in sprechen), ahd. bari, basi. Doch sind dise formen nicht so auffallend und falsch und mer nach analogie anderer formen gebildet, wie denn überhaupt das walten der analogie ein gewaltiger laut- und formzerstörer in schon lange zeit historisch gewordenen sprachen ist. Besonders auffallend aber sind folgende formen:

liegen (mentior) und triegen (betriegen, decipere), welche man gewönlich mit ü geschriben findet, als wären sie von lüge und trug abgeleitet. Der u-reihe gehören sie freilich an und die inen zu grunde ligenden wurzeln heißen lug und trug; aber von lüge und trug können sie schon deshalb nicht abgeleitet sein, weil sie sonst als abgeleitete verba schwache conjugation haben müsten. Liegen und triegen sind auf die-

[1]) Vergl. anhang II.

selbe weise von mhd. liugen, ahd. liukan, got. liugan und bezw. mhd. triugen, triegen, ahd. triukan, got. triugan gebildet, wie biegen von mhd. biugen, ahd. biukan; beide wörter bilden sowol im neu-, als auch im mittel- und ahd. ire formen gerade so, wie alle andern hieher gehörigen verba: nhd. log, trog — flog, zog, floh, bog, bot etc.; ebenso im partic. praeter.; in triegen ist überdiß die algemeine aussprache gegen ü; liegen wurde wol zuerst aus falscher rüksicht auf lüge, anderntheils wegen des nhd. gleichklangs mit ligen (jacere, situm esse, mhd. kurz) in „lügen" gewandelt und als assonierendes wort folgte im „triegen" treulich nach. — Ebenso unrichtig ist:

löschen; der e-laut ist hier gebrochenes i, gerade wie in nemen, geben, helfen, werden etc. (lauter a-stämme); ahd. gewönlich: ir — leskan: lisku, liskis, liskit; leskam, leskat, leskant; mhd. lische lischest etc., daraus folgt nhd. lesche etc. Es ist ein a-stamm, sein perfect noch mhd. lasch, pl. lâschen, part. prät. geloschen, ahd. galuschan. In einigen wörtern diser art ist sogar ä für den eigentlichen gebrochenen i-laut = e in das präsens und seine formen eingedrungen: gebären (— bir, — bar), rächen (riche, rach), gäre (mit wandlung des s zu r: gise, jas), schwären (swir, swar), jäten (gite, jat). — Das causativum zu leschen, jezt auch löschen, lautet ahd. leskjan, mhd. leschen. Wir sehen, ö steht hier etymologisch völlig gleich mit ä in gebären etc. und dem richtigen e in helfen, bergen etc.; ö ist hier völlig unberechtigt und wenn sich hin und wider die aussprache zu „löschen" neigt, so geschiht diß gewis nur der falschen schreibung zu lieb.

„Leschen" ist nicht das einzige wort, in welchem ö für richtiges e, älteres i, ursprüngliches a sich eingenistet hat; wir können deren eine ganze reihe zusammenstellen. Den grund diser erscheinung finden wir teils in der unsitte,

i zu ü, e zu ö zu vergröbern, einer aussprache und schreibung, die als Zwickauer mundart sich über die grenzen irer berechtigung hinausgestolen und auch in anderen teilen des deutschen sprachgebiets zur geltung zu bringen gewust hat, teils mögen uns die physiologen disen vorgang erklären, indem sich bei einem teil unserer stammesgenoßen die unfähigkeit zeigt, ein wirkliches, von e reinlich geschidenes ö hervorzubringen. Volksmundarten und alte drucke kennen auch öpfel für äpfel, hölfte für hälfte. In manchen neuen werken, z. b. der Cotta'schen volksausgabe von „Uhlands gedichten und dramen", 1863, wird dises falsche ö bereits durch e ersezt. Ich gebe nachstehend eine zusammenstellung der am häufigsten vorkommenden wörter mit Zwickauer ö für e und füge zugleich eine kurze etymologische begründung des richtigern hinzu:

schwören, schwor (schwur ist veraltet), geschworen, mhd. swern, swer, swuor, geswarn (aber auch schon „gesworn" durch verwechselung mit swir, swar, zwâren, gesworn, ahd. gisuoron = ulcerare), ahd. suarjan, swarju, swuor, gisuaran; got. svaren; wurzel: wâr = war, kräftig, giltig; wâran = sichern, schüzen, waren.

gewönen, mhd. meist bloß wenen, ebenso statt gewonen: wonen; dasselbe wort mit wonen, ahd. wonên, vom stamm: won, wurzel: wan.

dörren = troknen, vgl. darre.

götling (als name erhalten), mhd. getelinc (socius); vgl. gatte, gast.

ergözen, mhd. ergezzen = vergeßen machen; wurzel: gad; vergl. lat. gaudeo, griech. γηθέω.

hölle, mhd. und Lutherisch: helle, ahd. hella, got. halja; erst seit dem 17. jarh. ö; wurzel: hal in helen, hol, helm (galea), hüllen, hülle (got. hulja).

köder, mhd. keder und kerder.

löffel, oberdeutsche aussprache: leffel, niderd. lepl; ahd. lefil; lat. labrum (wanne), mittellat. labs (topf); also

ursprünglich überhaupt: gefäß, behältnis. Villeicht von laffan, niderd. lappen = schlürfen.

löschen, s. links.

löwe, mhd. lewe, leue, ahd. lewo; lat. leo, griech. λέων; verwand mit ahd. louuan, luen, niderd. leuen, engl. low = brüllen?

schöpfen, mhd. schepfen, ahd. skepphan, got. skappjan von skêpan, ahd. skapan = schaffen. Daher ö auch falsch in schöpfer (creator) mhd. schepfaere, in schöppe oder schöffe (der das erkentnis schepft), mhd. schepfe, schepfende, ahd. skeppho, in schöpfung, mhd. schepfenunge. Vergl. die schapfe (fränkisch), gefäß zum schepfen.

wölben, mhd. welben, ahd. walbôn, = sich wälzen. Stamm: walb, wurzel: wal: wellan, got. valvjan, lat. volvere; vergl. welle, wallen. Daher richtig: gewelbe, (so auch mhd.), ahd. giwelbi; vergl. welbi, der schwindel. W begünstigt hier das ö, wie in gewenen, schweren, zwelf.

zwölf, mhd. zwelf, zwelif, zwelef, got. tvalif = zwei-zehn; tva, hd. zwe, lat. duo; lif, lef, eine mit hilfe von katvaras (quatuor für quatuores), varkas (wolf) und einiger anderer formen zu erklärende entstellung von dakan; vergl. duodec-im, δώδεκ-α; einlif, einlef, eilf.

V. Das „unnüze und barbarische" (Grimm) y ist so zimlich im aussterben begriffen, kaum daß hie und da noch ein philister, im wan, man müße die bedeutung jedes wortes, wenn auch auf kosten seiner lautlich und geschichtlich richtigen schreibung, schon aus seiner uniform ersehen können, der sprache durch unterscheidung von „seyn" und „sein" einen erklecklichen dienst zu leisten vermeint. In „Bayern" freilich erfreut sich das unrichtige zopfische y officiellen schuzes. In fremdwörtern bleibt es natürlich wie bisher an seiner stelle, in lehnwörtern ist es längst getilgt (presbyter — prister).

Diß sind die auffallendsten inconsequenzen und unrichtigkeiten in der darstellung des deutschen vocalismus und

die nach den bestimten gesezen der sprache vorzunemenden verbeßerungen.

Wenden wir uns dem

Consonantismus

zu.

I. Zu den am schwirigsten ins reine zu bringenden puncten gehört die unterscheidung von ß (mhd. ʒ) und ss, bisweilen s. Im neuhd. fallen dise consonanten lautlich zusammen, aber schriftlich müßen sie unterschiden werden, wenn man nicht die freilich barbarische, rein lautliche darstellung vorziehen und überall ss schreiben will. Schulmeisterregeln über denung und schärfung bei schreibung des ß gehen uns, als außer zusammenhang mit der sprache, natürlich nichts an; länge und kürze der vocale hat bei der entscheidung der frage, ob ß (d. i. t, ursprünglich d), ob ss keinen einfluß, da ß ein von s, ss völlig verschidener laut ist und auf gleicher etymologischer bildungsstufe mit z (pf, f) steht. ß ist ein dem oberdeutschen eigentümlicher laut, er findet sich weder im niderdeutschen, noch im gotischen und nordischen und natürlich auch nicht in den anderen familien unseres sprachstammes. Durch die volzogene l a u t v e r s c h i e b u n g hebt sich, abgesehen von anderem, das grunddeutsche von seinen beiden nächst verwanden zwillingsschwestern, dem slawischen und littauischen und damit von allen andern sprachfamilien des indogermanischen stammes, als eine besondere sprachenfamilie ab. Das grunddeutsche hat statt der indogermanischen media die tenuis, statt der tenuis die aspirata, statt der aspirata die media; also statt indogerm. b, g, d — p, k, t, statt p, k, t — pf, kh, ts, bezw. ph, kh, th, statt ph, gh, dh, (griech. φ, χ, ϑ) — b, g, d. So gestaltet sich der consonantismus des grdd. rein schematisch, von allen ausnamen abgesehen. Im gotischen und nordischdeutschen und auch in dem durch teilung des deutschen im engern sinne entstandenen sprachstamm „niderdeutsch“ ist diser stand der consonantischen laute des grunddeutschen noch erhalten.

Das ober- oder hochdeutsche ließ jedoch die lautverschiebung zum zweitenmale eintreten, wenn es dieselbe auch nicht überall consequent durchfürte. Die indogermanische dentale media — d — ward also im grunddeutschen (gotischen, nordischen, niderdeutschen) zur dentalen tenuis — t —, und dise fürte im hochdeutschen zur *verbindung der dentalen tenuis — t — mit der dentalen spirans — s*, d. i. *zur dentalen aspirata* — z (d. i. ts). In gewissen fällen jedoch (inlautend zwischen vocalen und auslautend nach denselben) verflüchtete die zu erwartende aspirata zu einem laute, der in seiner aussprache der spirans änlich war, eine erscheinung, die physiologisch ser leicht zu erklären ist, und zwar gilt diß nicht nur von der dentalen, sondern auch von der labialen und gutturalen reihe. Statt der dentalen aspirata finden wir also in gewissen fällen eine spirans und das ist alt- und mittelhochdeutsch ʒ (ʒʒ), neuhochdeutsch ß. Die entwickelungsreihe des ʒ (ß) ist also (rückwärts): ʒ (oberdeutsch), t (grundd., also auch gotisch, nordisch-deutsch und niderdeutsch), d (indogermanisch, also auch slawisch, littauisch, italisch, griechisch, sanskrit). ʒ ist also ein von s, ss etymologisch völlig verschidener laut; s ist ein ursprünglicher, allen indogerm. sprachen gemeinsamer laut, ʒ ist eine bildung ser später zeit, ausschließliches eigentum des hochdeutschen, nicht dem s, sondern dem z verwand (hize, heiß; kloz, kloß). Die wurzel von unserem „eßen" ist „ad" (vergl. lat. edere); gotisch (und in diser beziehung dem gotischen gleichstehend: grunddeutsch): itan, ahd. eʒʒan, mhd. eʒʒen, nhd. ebenso, nur anders geschriben: eßen; also ß statt ursprünglich d. Dagegen das causativum zu itan, gotisch: atjan, ahd. ezan, nhd. äzen; also z (tz) statt ursprüngl. d. Zwischen ss und ß entscheidet demnach einzig und allein die kentnis der historischen formen; die entscheidung ist aber ser einfach: ß steht überall da, wo grunddeutsch (gotisch, niderdeutsch etc.) t, indogerm. d steht, ss da, wo auch die übrigen zweige unseres sprachstammes den s-laut haben,

ss ist im deutschen ein seltener, ß ein häufiger laut; man hat sich also nur die par worte mit ss zu merken und in allen übrigen fällen ß zu sezen. Fremdwörter wie casse, pressen etc. haben natürlich immer ss, da ß ein specifisch deutscher laut ist. Kenner des niderdeutschen, des holländischen oder anderer in diser beziehung auf der stufe des grunddeutschen stehenden sprachzweige, also auch des englischen, haben die sache leicht: überall, wo die niderdeutschen dialecte dem hochdeutschen zischlaut den t-laut gegenüberstellen, steht ß; z. b. daß (auch als artikel und pronomen, gotisch: thata), niderdeutsch: dat, engl. that; laßen (gotisch: lêtan) niderd. laten, engl. let; waßer, niderd. und engl. water, schmeißen (got. smeitan), niderd. smiten, engl. smite, angelsächs.: smêtan, schwed. smita. Wo dagegen im niderdeutschen in übereinstimmung mit dem hochd. der spirant (sibilant) erscheint, ist s am plaze; z. b.: kuss, engl. kiss; missen, niderd. messen, engl. miss; ross, niderd. ross, angelsächsisch: hors, engl. horse, isländisch: hross, französisch: la rosse. Eben dise totale verschidenheit von ß und ss macht auch das festhalten der unterscheidung in der schrift notwendig. Aber wie machen wirs, wenn ss den wort- oder silbenauslaut bildet, wo es bis jezt durch ß ersezt wurde, z. b. roß, mißbrauchen? Folgen wir dem vorgange großer sprachmeister und schreiben wir: rofs, kufs, mifsbrauchen; es ist zwar nicht gebräuchlich, aber richtig; machen wirs eben gebräuchlich. Oder wem dise formen gar zu fremdartig aussehen, dem bietet sich ein anderer ausweg: er greife nach entfernung jenes falschen ß nicht erst zum beßeren (ss oder fs), sondern gleich nach dem besten (f oder s), er folge der schreibung, die in neuerer zeit bei der endung — nis (gedächtnis, pluralisch natürlich: — nisse), der vorsilbe mis — (misbrauchen, dagegen missetat) etc. schon zimlich „gebräuchlich", da es onediß unmöglich ist, im silben- oder wortauslaut und vor andern consonanten doppelt ss (überhaupt doppelte consonanz) hören zu laßen und so die schrei-

bung der wörter: gewis, ros, mislich, küft, vermift etc. genau dem mhd. entspricht.

In **einem** falle wird dem ß der im gebürende plaz nicht mer zu verschaffen sein: in der endung des nomin. und accus. singul. neutr. der pronominalen deklination; s, durch das es verdrängt worden ist, hat sich hier zu ser festgesezt: got. ita, nhd. eigentlich eß statt es; got. holata, nhd. holeß statt holes; ahd. finden wir: iʒ, holaʒ, mhd. ëʒ, holeʒ. Im genitiv steht aber natürlich s richtig, hier ist es ursprünglich; deshalb sind auch bildungen wie: deßhalb weßwegen etc. unbedingt zu tilgen.

Einige formen, in denen fälschlicherweise ß für s gesezt wird, mögen noch der besprechung unterworfen werden. Ein sprachgesez des Deutschen lautet: alle ursprünglich momentanen laute (p, k, t; b, g, d) gehen mit den inen folgenden dentalen momentanen lauten (t, d) stäts über in die spirans ires organes und t; also: labiale und dentale = ft, gutturale und dentale = cht, dentale und dentale = st. So erklärt sich: gruft, wurzel: grab; dachte, wurzel: dak; last, wurzel: lad. ʒt = ßt wird also st; denn dental + dental = st; folglich sind formen wie: wußte, mußte, weißt, größt etc. falsch. Denn die stämme: weiß, muß, wuß sind ursprünglich perfectformen; tritt der dental der personal- oder tempusendung hinzu, so muß: weist, wuste, muste daraus werden. Wären die gewönlichen formen richtig, so müsten dieselben mhd. weiʒt, wiʒte, muoʒte gelautet haben, was nicht der fall ist (weist, wiste, muoste). Deshalb nur: musten, wüsten, bewust. Ja die lautwandlung geht im mhd. noch einen schritt weiter, sie macht dental und dental zu ss, nach langen lauten zu s; daher formen wie wisse (wiste), muose (muoste). Deshalb ist „gewiß" ein sprachfeler; denn „gewiss" ist ein altes participium und steht für gewist (ursprünglich gewiʒt); daher entweder „gewis" oder „gewifs", aber nur gewisser." „Ge-

wißen" dagegen, subst. neutr., ist richtig, weil kein darauf folgender dental vorhanden; wurzel wiȝ = rein. [1])

Aus dem angefürten erhellet auch, warum man sich gegen den gebrauch des tz. erklären müße; z (ts) nimmt in der dentalen reihe dieselbe stelle ein, wie etwa „pf" in der labialen: es ist die verbindung der dentalen tenuis mit der spirans des orgens zur dentalen aspirata, und so wenig man in „kopf" das zeichen für das explosive, momentane element der aspirata zu „koppf" etwa im gegensaz zu „stumpf", oder in „sprechen" im gegensaz zu „keuchen" zur form „sprecchen" oder „sprekchen" verdoppelt, ebensowenig ist es notwendig, diß in „saz" (satz = satts) im gegensaz zu „kreuz" oder „herz" zu tun.

II. Ein erbteil aus jener zeit, in welcher man möglichst vile buchstaben auf das papier zu bringen bestrebt war, ist das wunderliche, bisher ganz inconsequent angewande th. Daß in jener periode unserer orthographie th geschriben wurde, war nicht inconsequent: es stimte ganz zum principe damaliger schreiberweisheit, misgönte man ja das h auch anderen consonanten nicht. Aber inconsequent ist es von uns, daß wir bei den andern consonanten das h fast durchaus getilgt, bei t aber noch beibehalten haben. Man sagt, es sei in vilen fällen ein verschobenes denungszeichen; wenn wir aber gar kein denungszeichen brauchen? Warum schreibt man nicht mer: rhede (wie z. b. Luther noch schrib), khlein, jheden, bheten, khinder u. s. w., aber noch thran, thal, muth, wirth? Inconsequent ist es ferner, daß wir th in manchen wörtern fallen ließen, in anderen aber nicht. Warum: bote, tigel, tisch, tadel u. s. w. und daneben: rothe, thier, that? Warum „thun" und nicht auch „salbthe" (imperf. von salben), da doch die imperfektendung „te" derselben wurzel „ta" angehört wie: tat, tun? Dise zusammengehörigkeit zeigt z. b. die gotische conjugation der abgeleiteten

[1]) Vergl. anhang III.

verba noch ganz deutlich, wo sogar der plural der perfectformen noch die ursprüngliche reduplikation des verbums got. d o n, ahd. t o n, nachweist, z. b.

gotisch:	ahd.	mhd. u. nhd.
nasi-dêdum	neri-tum(ês)	ner-ten
nasi-dêduth	neri-tut	ner-tet
nasi-dêdun	neri-tun	ner-ten,

imperfect zu „nären"; oder gotisch: habai — dêd-eima (vgl. seite 29 und 30), unser „hätten", engl. had. Der regelmäßige vertreter von gotisch (nordisch, niderdeutsch; grunddeutsch) d ist hochdeutsch t; deshalb „salbte" und „tun", aber nicht „thun". Eine stambildung derselben deutschen wurzel „ta" ist das zu einer bloßen endung herabgesunkene wort: tum (heiligtum), mhd. tuom, got. dom = sazung, urteil; indogerm. wurzel dha, griech. θε, also regelmäßige lautverschiebung: dh — d — t; die indogerm. wurzel ist noch heute im sanskrit erhalten. Warum schreibt man: tag, aber: vertheidigen, das doch demselben stamm angehört (v. teidingen = verhandeln über etwas, und dises wider aus tagedinc = tagessache, gerichtliche verhandlung, termin)? Also fort mit th! Es ist zeit, mit solchen resten gründlich aufzuräumen. Schon Heyse, der doch in orthographischen fragen durchaus nicht zu den radikalen gehört, urteilt darüber [1]: „In a l l e n fällen seiner heutigen anwendung ist th unberechtigt. Das gotische th, welches (wie das englische th und das griechische θ) ein wirklich gehauchter zungenlaut war, verschiden von t und d, geht schon im ahd. grösteteils, im mhd. und nhd. durchaus in d über." Also noch einmal: Fort damit!

In griechischen wörtern dagegen, wo es für griech. theta (θ) steht, ist th allein berechtigt. „Wer „teater", „Teofilus" etc. schreibt, begeht eine moderne barbarei, die man

[1]) Dr. H e y s e, wörterbuch.

den Italienern, denen sie beßer steht als uns, überlaßen möge.“ (Schleicher, deutsche sprache.)

III. Eine buchstabenverschwendung ist die verdoppelung von consonanten, die inlautend oder im silbenauslaut vor andern consonanten stehen, z. b. brennt, ballt, verdopplung, irrt, rückt u. s. w., da es rein unmöglich ist, doppelconsonanten wo anders als vor vocalen hören zu laßen. Man erspart durch weglaßen der verdoplung zeit, raum und mühe und bringt die sprache mit der schrift in übereinstimmung. Also: brent, belt, verdoplung, irt, rükt. Dem conservativen einwenden: „Woran soll dann ferner die bedeutung von formen wie: schilt (schilt und schielt), stilt (stillt und stiehlt, da ja auch kein falsches ie und h mer zu dulden), röslein (röslein und rösslein), sönchen (sönnchen und söhnchen) etc., da die langen vocale von den kurzen in der schrift nicht mer unterschiden sind, erkant werden?“ stelt sich sofort die gegenfrage: „Woran erkanten wir denn bisher die verschidene bedeutung der formen kriegen (krieg füren) und kriegen (krigen, bekommen), des wortes acht etc.? Woran erkent der Lateiner den verschidenen sinn des wortes „est“ (von sum und edo), „legit“ (praes. und perf.), den conjunctiv act. perf. im gegensaz zum futurum exactum?“ Geschribenes und gedruktes haben ja einen zusammenhang und durch in wird jeder vernünftige auf das richtige geleitet. Es ist nur sache der gewönung, daß die vorgeschlagenen formen uns jezt auffällig erscheinen; aus erwägungen sowol der praxis als der theorie muß gegen solch übel angebrachten conservatismus geeifer, werden.

Durch die hier vorgeschlagene schreibung gerät man allerdings in konflikt mit dem sonst immer beachteten princip der etymologischen zuständigkeit; aber das phonetische verdient hier unbedingt bevorzugt zu werden. Schreibt man ja auch mittelhochdeutsch: sult, wolte, ja sogar: nimet, benomen neben brennet, und zalreiche ausnamen von der nhd. ge-

wonheit stimmen jezt schon zur mhd. regel; so: samt, herschen, gestalt, geschäft, gewinst, damhirsch, walfisch etc. Consequenterweise solte dann nicht nur im silbenauslaute bei darauffolgenden consonanten, sondern auch im wortauslaute die verdoplung eingestelt werden, da ja die consonantenverdoplung organisch nur vor einem vocal stattfinden kann, also wie mhd. Got, wil, nim. Doch mögen hier aus gründen der zwekmäßigkeit die inlautenden consonanten auch auslautend beibehalten werden.

IV. Ins bereich der lautlichen unmöglichkeiten gehört auch dt, ein zopfiger rest aus der harbeutelzeit. Wem in aller welt ist es denn möglich, vor einer tenuis die media des organs hören zu laßen? Solche schreibung mutet uns eine aussprache zu, die rundweg gegen alle geseze der physiologie verstößt. Ist es schon unmöglich, in fließender rede ein „wantte", „gesantt" etc. zu sprechen, um so unmöglicher muß ein „wandte", „gesandt" erscheinen. Man schreibe also: wande, angewand, schreibt man ja auch: das gewand (vestis), beredsamkeit. Doch hätte dt in den angefürten wörtern als etymologische schreibung noch eine gewisse berechtigung, wenn man sich auch aus gründen der aussprache dagegen erklären muß; aber was sollen vollends formen wie: erndte, stadt, todt? Hier mangelt jede lautliche und geschichtliche berechtigung. Es gab doch nie ein: erndete, stadet, todet, aus denen jene formen gebildet wären! (Tod = participialform von towjan, touwan, dowen, got. daujan = sterben; ahd. tod, mhd. nach dem gesez der mhd. schreibung, im auslaut stäts die tenuis zu sezen: tot, got. dauthus, engl. death; historisch richtig ist also: tod).

Als außer zusammenhang mit der sprache selbst sei schließlich noch zweier gebrechen unserer schrift erwänung getan: der form unserer buchstaben und des gebrauchs großer anfangsbuchstaben für die substantiva; über beide übelstände ist schon zu vil geschriben und gestritten worden. Man laße in beiden dingen nur jedem seinen freien

willen und das vernünftige wird sich von selbst ban brechen. Man muß sich nur wundern, daß man hie und da noch so einflußreiche und hedeutende blätter wie die „gartenlaube“ (jargang 1867), den „deutschen sprachwart“ (III. band, 1868) für die sogenannte deutsche schrift partei nemen siht. Sie ist ja nicht etwas nationales, unsere schrift ist nur die verzerte und verschnörkelte form für die schöne runde römische schrift, eine form, wie sie zur zeit der erfindung der buchdruckerkunst üblich war; unsere slawischen, romanischen und nordgermanischen nachbarn hatten dieselbe früher auch, sind aber bereits großenteils zur einfacheren, reineren urform zurükgekert; die besten deutschen schriftsteller folgen irem beispile (Hufeland, 1824, W. v. Humboldt, 1824, Grimm: Vorrede zum deutschen wörterbuch, 1854). Mit dem schwinden dises übelstandes wird der andere, der gebrauch der majuskel für die substantiva, von selbst fallen. Offenbar haben die großen initialbuchstaben den zweck, die übersicht zu erleichtern; allein bei uns Deutschen ist es sonderbarerweise sitte geworden, alle substantiva durch die majuskel auszuzeichnen; so bringen sie statt erleichterung der übersicht, erschwerung derselben. Und wie vil bleibt dabei, will man consequent verfaren, troz aller regeln, troz aller schulmeisterei noch zweifelhaft, unbestimt, ja unbestimbar! Es ist durchaus kein stichhaltiger grund für die beibehaltung der majuskel im anlaut der substantiva vorhanden. Das substantiv ist nicht das wichtigste Wort in der rede (man vergleiche das verfaren in der Gabelsbergerschen redezeichenkunst!), im saz ist ein wort so wichtig wie das andere, und soll ja eines als wichtiger gelten, so verdient dise bevorzugung das verbum, der prädikative, der lebendigste teil in der sprache. Verteidiger diser sonderbarkeit füren unter anderem auch an, mit der sprache weniger vertraute könten daran das substantiv erkennen. Das ist war. Allein bedarf es diser eselsbrücke? Der sinn, der zusammenhang des sazes sagt uns, was verb, adjectiv

etc. ist, er sagt uns auch, was substantiv ist. Und sind wortarten, wie adverbien, präpositionen etc. für den in der grammatik wenig bekanten in der regel nicht vil schwerer zu bestimmen, als die substantiva? Die sache hätte noch einigen wert, wenn man für jede wortart ein besonderes erkennungszeichen hätte — bedarf man überhaupt eines solchen. Es ist durchaus nicht einzusehen, wie Raila [1]) den gebrauch der majuskel für die hauptwörter in zusammenhang mit dem innern wesen der sprache bringen oder wie er behaupten kann, dadurch könten auch die übrigen begrifswörter leichter erkant werden, abgesehen davon, daß er mit diser forderung in widerspruch gerät mit dem unmittelbar vorher aufgestelten saz: Schreibe wie du hörst. Man kann doch nicht bald ein großes, bald ein kleines t, d etc. hören!

Darum fort mit diser schreiberpedanterie und schulmeisterlichkeit, fort mit diser raum- und zeitverschwendung im drucke und beim schreiben, fort mit disem reste der zopfzeit! Auch mit der beseitigung dises misstandes greift man nicht an ein nationales gut; man kent dise närrische mode erst seit ein par jarhunderten; Luther übte sie noch nicht; er schrib zwar häufig großen anfangsbuchstaben, aber nicht nur bei substantiven, sondern auch bei andern wortarten, wenn er sie besonders hervorgehoben wißen wolte. Schriftsteller und sprachforscher des vorigen und dises jarhunderts — und darunter namen von bestem klange — haben sich gegen dise unsitte erklärt und ir nie gehuldigt, und man kann deshalb sagen, daß sie in Deutschland nie algemein herschend geworden.

Diß sind die hauptsächlichsten verkertheiten und inconsequenzen in unserer orthographie und schrift; eine umker zur einfachheit, bezw. fortgesezte reinigung von allem

---

[1]) In der schrift: der vokalakzent. München 1866.

überflüßigen tut dringend not; diß wird auch algemein anerkant; aber nur durch die gröstmögliche annäherung zur einfachheit werden wir zur einigkeit auch auf disem gebiete gelangen. Welche mühe macht es dem kinde, dem ausländer, sich alle verkertheiten und wilkürlichkeiten unserer schreiberweisheit anzugewönen?

Anhang I.

Wörter mit berechtigtem h.

1) h ist aus indogermanischem k entstanden oder ist überhaupt aus der älteren sprache beibehalten in:

ähre; ahd. ahir (gesprochen: achir); vergl. lateinisch ager, griech. ἄγρος, got. akr. Die arische familie hat andere grundformen, was sich aus den kulturverhältnissen diser völker erklärt.

Böhmen, h alter anlautconsonant aus Bojohemum.

bühl, bühel (= hügel); ahd. puhil, aber auch buol, doch zeigt bühl die abstammung von puhil durch den umlaut, aus buol villeicht beule; vergl. πάγος = ursprünglich jede erhöhung; buckel; Dinkelsbühl — alt: . . . pühl.

dohle für dahle (ein nicht isoliert dastehender vokalwechsel, z. b. docht für mhd. daht); ahd. taha.

erwähnen ist durchaus nicht mit dem verb „wänen" von „wan" verwand; indogerm. wurzel: wak, deutsche: wah, wag (vergl. vigas, weg); vergl. ahd. ga-wahan, ki-wahanjan, mhd. ge-wahen.

oheim, ohm (aus ohem), mhd. ôheim, oeheim; vergl. avus, avunculus, woraus onkel.

trähne, ahd. masc. trahan, altsächsisch : trahni, mhd. trahen, plur. trahene, woraus unser fem. traehne; wurzel dra, tra = niderrinnen.

vih, mhd. vihe, ahd. fihu, got. faihu (= vermögen, besiz), lat. pecus, sanskrit: paçu, indogerm. grundform: paku; wurzel: pak = fangen, besizen; vergl. fahen, lat. pangere mit wurzelerweiterung.

zähre, mhd. zaher, zahir (masc.), aus dem plural: zehere unser femin. zähre; s. trähne; ahd. zahar, zahari, got. tagr, griech. δάκρυον, sanskrit: asru, indogerm. urform: dakru; lacrima aus altlatein. dacruma.

zehn, s. pag. 19.

2) h ist aus mittelhochdeutschem, jezt nicht mer ausgesprochenem h (= ch), hin und wider auch aus g hervorgegangen, ist also verwand mit dem h in den wörtern unter 1).

almählich für algemächlich; von gemach = ruhe, bequemlichkeit; vergl. gemachsam.

brühl, ahd. brogil.

empfahen, fahen, fähig; wurzel pak; vergl. vih.

fehde, mhd. vêhede von vêhen = haßen und dises von vêch = feindselig, oder villeicht von fehtan = fechten.

flehen; mhd. vlêhen.

fliehen; mhd. vliehen; — der floh.

gäh, jäh; vergl. gâch, ahd. gâhi, und: jach.

gedeihen; mhd. gedîhen; vergl. gedigen.

gemahl; mhd. gemahel; — vermählen, mahlschaz = brautgabe.

geruhen; mhd. geruochen (hat mit ruhe, mhd. ruowe, nichts zu schaffen) von ruoch, ruohe = sorge, rüksicht; derselbe stamm in: verrucht (partic. praet. von verruchen) und ruchlos; ahd. garohjan.

geschehen; ebenso mhd.

geweih; mhd. gewîge von wîgen = kämpfen; vergl. gewicht in demselben sinn, im älteren neuhochdeutsch: hirschgewicht.

heher; mhd. hëher, ahd. hehara.

höhe, hoher; vergl. hoch.
leihen; mhd. lîhen.
lehnen; mhd. lêhenen; — das lehn, ahd. lêhan.
mahlstatt; mhd. mahelstatt = gerichtsstätte.
nahe; mhd. nâhe; vergl. nach, nachbar, ahd. nâchgepûr, engl. neighbour.
quėhle; mhd. twehele, schweizerisch zwehel, vom verlorenen twahen.
rauh; mhd. rûch, ahd. rûh; vergl. mundartlich rauch, ferner rauch (subst. mascul.), rauchwerk (= pelzware), engl. rough.
reh; mhd. rêch, genit. rêhes; vergl. ricke (weibliches reh.)
reihe, reihen, reiher; vergl. ahd. rîhan, sowie rige, reigen und reiger.
schlehe; mhd. slêch, ahd. slêha.
schmähen, schmählich; mhd. smaehen, smaehelich; vergl. schmach.
schuh; mhd. schuoch, schuohes; mundartlich schuëch.
schwäher; mhd. swëher; vergl. schwager, schwiger, ahd. swigar.
sehen; mhd. sëhen; mundartlich sêchen, sîcht; vergl. sicht (subst. fem.)
seihen (= durchtröpfeln und durchtröpfeln laßen); mhd. sîhen, ahd. sîhan, sîkan; vergl. seicht, sichten, sickern, seigen (= tröpfeln), versigen.
spähen; mhd. spëhen.
stahl; mhd. stahel, tirolisch stachl.
truhe; mhd. truhe.
weihe (vogel); ahd. wiho; im nhd. masc. und fem., ahd. nur masc.; h villeicht auch aus w, denn ahd. neben wiho die formen wio, wiwo, wigo, mhd. wiwe, wige, wihe.
weihen; mhd. wîhen von mhd. und ahd. wîh = heilig; daher auch weihe, weihnachten, weihrauch; vergl. weichbild und mundartlich weichbrunn (= weihwaßer), weichen und geweicht.

wihern; dialektisch: wicheln, mhd. wihelen; analogien zum wechsel zwischen l und r finden sich in: wolf und sanskrit vrkas (urform varkas), Ludolf und Rudolf, wandeln und wandern, tölpel und dörper, schwäbisch chilche und kirche, wurzel ruk und luk (in leuchten, licht); vergl. lacrima aus dacruma.

zähe; mhd. zaehe, ahd. zâhi; vergl. niderdeutsch tâg, engl. tough, lateinisch tenax (x = cs).

zehe; mhd. zêhe, ahd. zêha; vergl. zîhan, gotisch: teihan = zeihen, zeigen; also: der zeiger = finger; wurzel: dik; vergl. lat. dicere, digitus, griech. δάκτυλος.

zeihen; mhd. zîhen; vergl. die mhd. verbalform zêch, sowie: inzicht, verzicht, bezichtigen.

ziehen; mhd. ebenso; wurzel zuh, zug.

3) h ist zwischen vocalen aus mhd. j entstanden in:

bähen; mhd. baehen, baejen, ahd. bâjan; h kann auch aus indogerm. k hergeleitet werden, da ahd. bâhjan auf eine wurzel „bak" weist; causativum zu: bakan.

blähen; mhd. blaejen.

blühen; mhd. blüejen; aber blüte, mhd. bluot, genit. und dat. blüete.

brühen; mhd. brüejen; die brühe.

drehen; mhd. draejen; h villeicht auch für ch, vergl. drechseln.

früh; mhd. zwar vruo, aber auch vrüeje; frühling.

krähen, die krähe; mhd. kraejen und kraeje; h könte hier auch von indogerm. k hergeleitet werden: vergl. ahd. krâhan, krâhjan; krächzen; latein. graculus.

kühe; s pag. 20; ursprünglich wol kaum element der bewusten sprache, sondern schallnachamender laut, der die form eines wortes angenommen hat.

loh, lohe; ersteres mhd. lôch (hain); vergl. Hohenlohe, Wiesloch; lezteres ahd. louga, louc, louch, verwand mit leuchten; vergl. lichterloh; lohen.

mähen; mhd. maejen, ahd. mâhan; vergl. gotisch: maitan (= abschneiden).

mühe; mhd. müeje, ahd. muoha, muoja; – mühen; mhd. müejen, ahd. muojan, muowan = bewegen; vergl. lat. movere.

nähen; mhd. naejen, ahd. nâhan, nâwan; verwand mit nah; vergl. lat. nere, nectere; wurzel jedenfals: nak.

sähen wäre die von der analogie geforderte schreibung für das gebräuchliche: säen; mhd. saejen, ahd. sâhan, sâwan; vergl. lat. sero, sevi.

wehen; mhd. waejen, ahd. wâhan, wawan; sanskrit: vâ; vergl. waberlohe. Die wurzel „wa" unmittelbare nachamung des naturlautes.

4) h ist aus w hervorgegangen in:

drohen; mhd. drouwen, ahd. drewan.

ehe (matrimonium); ahd. êwa; s. w. u.

froh; mhd. vrô, aber dekliniert: vrouwer, auch vroher; doch villeicht besser one h; wurzel fru; vergl. freude.

roh; mhd. rô, rouwer; ahd. raw, row; engl. raw; ursprünglich anlautendes h aus k (änlich wie hwiṣ (wer) aus ka), isländisch: hras, lat crudus. Jedenfals gleicher wurzel mit rauh.

ruhe; mhd. ruowe; ruhen; ahd. ruowjan, râwen.

schlehe; ahd. sleha; vom adjektiv slê, genit. slewes = stumpf, matt, landschaftlich auch herbe; oberdeutsch: schlew, schlewig.

sprühen; mhd. spriuwen; wurzel: spru; vergl. spreu.

stroh; mhd. genit. strowes; vergl. ströuwen = streuen; engl. straw.

weiher; ahd. wîwâri, wîhâri; lat. vivarium.

5) h ist durch zerdenung aus mhd. langem e entstanden in:

ehe; mhd. ê; ahd. êwa; s. o.

ehe (prius); mhd. ê, verkürzt aus êr.

ehern; mhd. êrin; von êr = erz, zerdent eher; also für eheren.

gehen; mhd. gên, ahd. gân.

stehen; mhd. stên, ahd. stân.

wehe; mhd. wê, ahd. wê, got. vai, lat. vae, vergl.

sanskrit hvê = schreien; ahd. der wêwo und diu wêwa, mhd. der wêwe, der und daȝ wê, genit. wêwen, ebenso im plural.

Dunkel in seiner abstammung und deshalb bezüglich des h nicht zu bestimmen ist: nachahmen; villeicht von ahd. ahamo, mhd. achme = spiritus, mens; villeicht aber auch von mittellatein. ama, mhd. âme; vergl. imitari. Die ältere sprache kent diß wort nicht und gebraucht dafür: gilihison = gleisen (s. pag. 57).

Anhang II.

Wörter mit berechtigtem ie

(mit auslaßung der verba, welche aus irer verwandschaft mit anderen wörtern sofort als u-stämme zu erkennen, und der verbalformen, welche nach dem pag. 28—30 angefürten mit ie zu schreiben sind).

betriegen; s. p. 31.

bier; ahd. bior, urdeutsch: bius, grundform: piv-as; vergl. slawisch: pivo (getränk, bier), lat. bibere; wurzel pi.

die; als nom. sing. fem. für mhd. diu; als acc. sing. fem. mhd. die, ahd. dia, got. tho; als nom. plur. masc. ahd. di-ê, got. thai; als acc. pl. masc. ahd. di-ê, got. thans; als nom. et acc. fem pl. mhd. die, ahd. di-e, di-o, got. thôs; als nom. et acc. pl. neutr. mhd. diu, ahd. di-û, got. thô.

dieb; mhd. di-eb (auch mundartlich jezt noch), ahd. diub, got. thiubs.

dienen; mhd. di-enen, ahd. dionôn, vom stamm diu = knecht, magd; wurzel: du. Derselben wurzel und desselben stammes ist

dierne; eine weiterbildung von „diu“ (in der Bedeutung: magd); mhd. di-erne, ahd. diorna für diuwarna; gewönlich gekürzt: dirne.

dienstag; älter ziestac aus ziwestac; tag des Zio, Ziu (ahd.), nordisch Ty-r (genitiv Ty-s), urdeutsch: Tius (genitiv: Tivis, plural: Tivar = Ζεύς, gen. Διός); wurzel: div = leuchten; vergl. lat. deus, divus, littauisch: dëvas, sanskrit dêvas. Wir haben also hier eine jedenfals seltene, villeicht einzige ausname von dem sonst durchaus wirkenden geseze der lautverschiebung; der wurzelanlaut d geht urdeutsch regelrecht in t über (erhalten im nordischen Tyr, dem gott des himmels und eigentlichen kriegfürer, sprachlich und mythologisch nicht zu verwechseln nordisch Thôr, ahd. Donar, dem gott des donners), ahd. tritt regelmäßiges z ein (Ziu), aber nhd. kert zum indogerm d zurück.

Dietrich; aus ahd. diot = volk und rîch = mächtig; vergl. fridrich; gotisch Thiudareiks (Theoderich) = „volksmächtig"; Δημοκράτης.

fiechte wäre richtiger als fichte; mhd. viehte; s. liecht und niecht.

frieren; mhd. friesen, ahd. friusan; wurzel frus; vergl. frost.

griebe, meist im plural grieben; mhd. griebe; niderdeutsch: grêben.

grieß; mhd. grieȝ, ahd. grioȝ; von grießen; vergl. engl. grit; grüze. Nicht verwand mit: grisgram; gris von griseln, niderdeutsch grisseln, demin. von grausen (vergl. gruseln), also s; vergl. ahd. griscramon = nhd. grisgramen, aus gris (= graus) und gram, vor gram und unmut schaudern, murren; oberdeutsch: es grisgramt = ist grimmig kalt.

Grieche von lat. Graecus.

hiefe; ebenso mhd.; ahd. hiufo; fränkisch hi-eften.

hiefhorn; von ahd. hiufan = zurufen, tönen; gewönlich hüfthorn.

hier; mhd. hier, hie, ahd. hiar (ie also zunächst aus ia, wie in die, acc. sing. fem.). Jedenfals ligt ein alter instrumentalis (lokativ?) zu grunde, wie in heuer, heute;

hiu = ein alter instrumentalis des pronominalstammes hi (als selbständiges pronomen im deutschen verloren, erhalten in hi-n, he-r, lat. hic, haec, hoc, adv. hic); r villeicht rest eines mit dem pronomen verbundenen substantivs, wie in „heint" das „nt" (aus hînaht).

kiefer, kiefe (kinlade); mhd. kiuwe; vergl. das landschaftliche kiefen = kauen, ahd. chiuwan.

kiefer aus kienföre.

kiel; mhd. kiel, ahd. kiol; vergl. engl. keel. Durchaus verschiden von federkil, ahd. kil, engl. quill.

kieme past zu mhd. kiuwe, ahd. chiuwa.

kien; mhd. kien, ahd. chien.

krieg; mhd. kriec.

lieb; mhd. lieb, ahd. liub, got. liubs, grundform: liubas; vergl. lat. lubet, libet. Wurzel ist: lub = lieb, wert sein, begeren, gerne haben; daraus das verbum liuban = lieben, und das causativum ga-laubjan = glauben = sich lieb sein laßen, für wert halten. Desselben stammes ist: lob, urform lubam.

liecht wäre richtiger als licht; mhd. li-echt, ahd. lioht, liuht; wurzel: luh, luk; vergl. leuchten aus liuhten, liuhtan, und lat. lux, lucere; indogerm. wurzel: luk aus ruk (s. pag. 49: wihern). Verkürzung wie: dirne, fichte, nicht. Ganz andern stammes ist lichten = leicht machen, entlasten, aufheben, aufwinden; von ahd. liht = leicht.

lied; mhd. liet, ahd. liod; deutsche wurzel: lud; vergl. laut, ahd. hlûd; got. liuthan = singen; lauten, ahd. hlûdan, lutan; läuten, ahd. hlûdjan, hlutjan; lauter, ahd. hlûdar; leumund, ahd. hliumunt, got. hliuma; leute, ahd. liut (vergl. polnisch: lut = volk, slawisch: lid), got. lauths. Die wurzel „hlut" weist auf ursprünglich anlautendes k hin (vergl. pag. 50: roh). Grundverschiden: ist augenlid, ahd. lid, plur. lidi, mhd. lit; von litan, lidan = sich bewegen; vergl glid (pars corporis), leiten; engl. eyelid.

mieder; mhd. muoder; da mhd. uo = nhd. u, wäre richtiger: müder; ebenso bei liederlich und lüderlich.

miete; mhd. ebenso, ahd. mieta, miata; im algemeinen: gabe, geschenk. Dagegen: mite (made), mhd. mîȝe.

nie; ahd. nio, nêo aus: ni io, ni êo = nicht je; ebenso niemand: ahd. nioman, nêoman aus: ni io man = nicht je ein mann, mensch.

niedlich; mhd. niet, nietsam = angenem; ahd. niot = wunsch, verlangen; nioton = erfreuen.

niecht wäre richtiger als nicht; mhd. niht, nieht; ahd. neoht, neowiht, niwiht aus: ni io wiht; (lezteres subst. = ding, wesen; vergl. wicht, die endung —icht); got. ni-vaihts; engl. no-thing, franz. ne-rien (d. i. rem). Genitiv: nihtes („daȝ im nihtes gebrast"), dativ: nihte (ahd. nihtu, niwihtu); zu nichte.

niere; ebenso mhd., ahd. nioro.

niesen; ebenso mhd., ahd. niusan; wurzel: nus. Nieswurz.

nieten; ahd. niotan; grundbegriff: pressen, drücken, daher: not.

pfrieme; mhd. femin. phrieme; vergl. brêmen = stechen, bremse.

ried; mhd. riet, ahd. hriot; niderdeutsch: rêd, engl. reed.

riemen; mhd. rieme, ahd. riumo.

riester; ahd. riustar, riostra = pflugsterz.

schier; mhd schiere, ahd. skioro; bedeutung: 1) schnell, plözlich, bald, sogleich (in disem sinne beseitigt), 2) beinahe, fast. Schieren, ahd. skioran = bereit, fertig machen, die bewegung beschleunigen. Dagegen: schir, = rein, lauter, gotisch skeirs, altsächsisch skir, mhd. schîr; davon: scheiren, gewönlich scheuern = blank machen.

schmiegen; mhd. smiegen, ahd. smiugan; wurzel: smug; vergl. niderd. smuggeln, schmuggeln.

sie; vergl. die.

siech; ahd. sioh, siuh; wurzel suh; vergl. seuche, sucht; gotisch: siuks, daher siukan.

spieß; mhd. spieʒ, ahd. spioʒ, schwedisch: spiot. Dagegen: bratspiß, ahd. spiʒ; vergl. spiz. Niderdeutsch unterscheidet spêt und spit.

stief = kind etc.; ahd. stiuf; stiufan, praeter. stiufta = berauben, verwaisen; stiupan (staup etc.) = umstürzen, ausgießen; vergl. staupe (subst. femin.). Stiefmütterchen = viola tricolor; nach Jakob Grimm trugen leibliche geschwister einfarbige kleider, stiefverhältnisse dagegen wurden durch verschidenfarbige, bunte kleider angedeutet.

stier; mhd. ebenso, ahd. stior, got. stiurs; wurzel stur = hoch, groß; vergl. stiuran = steuern. Dagegen: stir = starr.

tief; ahd. tiof, tiuf; wurzel: tuf, dup; vergl. taufen.

vier; allerdings aus fidvor, aber ahd. vior.

verlies = ort, wo man sich verliert, verschwindet, zu grunde geht; steinverlies (abgrund), wein=, burgverlies.

wie; mhd. wie, ahd. weo, wieo, hweo; aus dem instrumentalis des interrogativums: hwis, hwata; wurzel: ka, ki; vergl. lat. qui, quo etc.

zier; mhd. ziere, ahd. zierî, ziarî, warscheinlich mit ausgefallenem h für ziharî; wurzel zih; zihan = zeigen; vergl. lat. decus, decorus; — zieren; ahd. ziarjan, ziaran; — zierde; ahd. zierda, zierida, ziarida; — zierlich; mhd. zierlîch, auch ziersam.

In wörtern wie: brif (brevis), fiber (febris), sigel (sigillum), spigel (speculum), stifel (aestivale), tiger (tigris), vlis, besser flis (vellus), zigel und tigel (tegula) ist stäts das einfache i vorzuziehen.

Anhang III.

Deutsche wörter mit berechtigtem ss.

In fremden, wenn auch eingebürgerten wörtern, wie: kasse, bass, assel, assessor, mesner, kann nie ß stehen.

blasse, blesse oder bles (weißer stirnfleck bei pferden und rindern); mhd. blasse; mhd. blas = kal; von: blaß, bläße grundverschiden.

brasse; niderdeutsch, aus brachsme, fisch.

brassen, segel richten, aus dem niderdeutschen, das kein ß kent.

brasseln (prasseln), nebenform zu: bersten; mhd. brasteln und bresteln; vergl. pag. 38.

dessen; genitiv.

drossel (vogel); mhd. droschel; engl. throstle; mundartlich: droustl; dagegen: erdroßeln; vergl. mhd. droȝȝe, engl. throat.

esse (fumarium); mhd. ësse.

gewis, gewisser; s. o. pag. 38.

gleissen, besser gleisen, auf keinen fall gleißen, gleisner, aus gleichsen; mhd. gelîhesen, gelîhsenaere (gelîch, gleich); = sich gleichstellen, heucheln; ahd. gilihison;

s. pag. 51: nachahmen. Ganz verschiden davon ist gleißen, mhd. glîȥen = glänzen.

hissen (die flagge), niderdeutsch.

kreissen, besser kreisen für kreisten; vergl. brasseln.

kresse; mhd. ebenso; ahd. krëssa, —o.

kuss, kus, küssen, aber: küste, geküst; mhd. kus; s. pag. 37.

küssen, richtiger als kissen; engl. cushion, franz. coussin.

messing; mhd. messinc.

miss-, mis-; miß- ist falsch; mhd. misse-, daher missetat.

missen, vermissen; engl. to miss.

-niss oder -nis, aber -nisses, -nisse; mhd. -nisse; engl. ness.

pass in jeder bedeutung; passen; fremd.

pissen, auch niderdeutsch ss.

possen in jedem sinn; daher possierlich.

presse; eigentlich fremdwort: premo, pressi.

ross oder ros; s. pag. 37.

spass; fremd: italienisch spasso von spassare.

spessart aus spechteshart.

tross aus mittellateinisch: trossa = bündel, gepäck.

wessen; genitiv.

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.